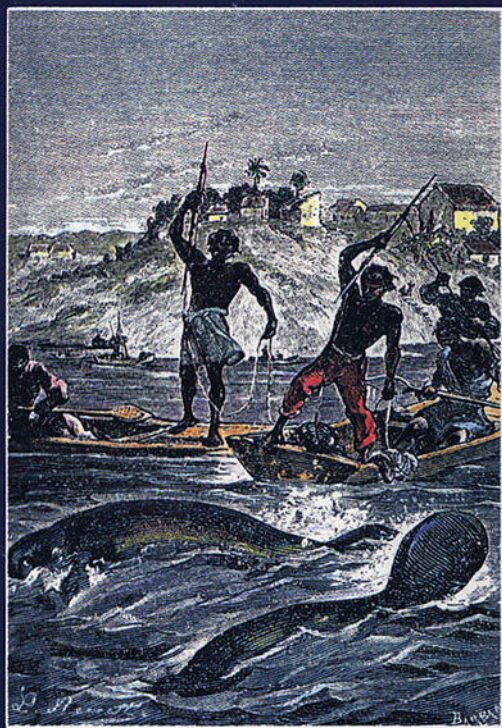


# Jules Verne

## Die Jangada



Band 1

**COLLECTION JULES VERNE**  
**BAND 40**

***Die Jangada***

Band 1

Pawlak Taschenbuch Verlag, Berlin, Herrsching

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des  
Verlages A. Hartleben, Inh. Dr. Walter Rob, Wien I.  
Die Vorlagen für die Umschlagillustrationen der  
Collection Jules Verne sind Jules Verne Bänden,  
erschienen im A. Hartleben's Verlag, Wien, entnommen.



Umschlaggestaltung: Bine Cordes, Weyarn  
© 1984 Pawlak Taschenbuch Verlag, Berlin, Herrsching  
Alle Rechte vorbehalten,  
insbesondere das Recht des Nachdrucks  
in Zeitschriften und Zeitungen, des öffentlichen  
Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der  
Übertragung durch Rundfunk oder Fernsehen, auch  
einzelner Bild- oder Textteile.  
Gesamtherstellung: Elsnerdruck GmbH, Berlin  
Printed in Germany  
ISBN: 3-8224-1040-3

Ein riesiges Floß, eigentlich ein richtiges Dorf, läßt Joarn Garral für sich und seine Familie anfertigen, um damit 800 Meilen den Amazonas hinunterzufahren. Mit an Bord ist der Sklavenjäger Torres, der etwas von einem Überfall auf einen Goldtransport weiß. Er besitzt ein Dokument, das die Unschuld Garrals beweisen könnte, aber unglücklicherweise stürzt er damit direkt in den Amazonas. Gibt es noch Rettung für den bereits zum Tode verurteilten Unschuldigen?

## Erstes Capitel

### *Ein Waldkapitän*

Phyjslyddqfdzgasgzzqgehkgkndrxujugicytdxvks  
bxhhuypohdvryrmhuhpuydkjoxphetozsletnpmvffov  
pdpajxhyynojyggaymeqynfuqlnmvlyfgsuzmqiztlbq  
gyugsqeubvnrcrredgruzblrmxyuhqhpzdrrohepqu  
fivvrplphonthvddqfhqsntzhhhnfepmqkyuexktogz  
gkyuumfvjddqzjqsykrplxhxqrymvklohphotozvdks ppsuvjhd.

Der Mann, welcher das Schriftstück betrachtete, dessen letzten Absatz diese sonderbare, unverständliche Anhäufung von einzelnen Buchstaben bildete, blieb in Gedanken versunken stehen, nachdem er dasselbe wiederholt aufmerksam durchlesen hatte.

Das ganze Schriftstück umfaßte gegen hundert, nicht einmal in Worte abgetheilte Zeilen. Es schien bereits vor vielen Jahren aufgezeichnet zu sein, denn das starke Papier, welches obige Hieroglyphen bedeckten, war schon von einem gelblichen Hauche überzogen.

Nach welcher Regel jene Buchstaben an einander gereiht waren, konnte nur jener Mann wissen. Solche Chiffreschriften ähneln in gewissem Sinne den modernen Panzer-Geldschranken und verdanken ihre Sicherheit demselben Princip. Die Combinationen, welche sie zulassen, zählen nach Milliarden, und das ganze Leben eines Rechenkünstlers würde nicht hinreichen, dieselben einzeln darzulegen. Man muß das

»Wort« kennen, um den diebessicheren Cassaschrank öffnen, und muß von der »Chiffre« unterrichtet sein, um ein derartiges Kryptogramm enträthseln zu können. Das obige hätte, wie sich noch zeigen wird, auch den scharfsinnigsten Lösungsversuchen getrotzt; sein hochwichtiger Inhalt rechtfertigte diese Vorsicht.

Der Mann, welcher das Document aufmerksam entzifferte, war nur ein gewöhnlicher Waldkapitän.

In Brasilien versteht man unter der Bezeichnung »Kapitães do mato« gewisse Beamte, denen die Verfolgung entflohener Negerklaven obliegt, eine Institution, welche noch vom Jahre 1722 her datirt. Jener Zeit dachten höchstens wenige philanthropische Köpfe an die dereinstige Emancipation der unglücklichen Sklaven, und es bedurfte mehr als eines Jahrhunderts, ehe solche Ideen von den hochcivilisirten Völkern aufgenommen und verwirklicht wurden. Jetzt erscheint es uns als ein Recht, als das erste natürliche Recht des Menschen, frei zu sein, sich nur selbst anzugehören, und doch mußten erst Jahrtausende vergehen, bevor einige Nationen diesem edlen Gedanken Ausdruck zu geben wagten.

Im Jahre 1852 – das heißt zur Zeit, da diese Erzählung spielt – gab es in Brasilien noch Sklaven und folglich auch Waldkapitäne, um Flüchtlingen aus deren Reihen nachzuspüren. Verschiedene Rücksichten auf politische Oekonomie hatten hier den Zeitpunkt der allgemeinen Emancipation weiter hinausgeschoben; doch besaß der Neger schon das Recht, sich freizukaufen, und wurden seine Kinder schon als Freie geboren. Fern konnte der Tag also nicht mehr sein, an dem dieses herrliche Land, in dem drei Viertel von ganz Europa bequem Platz fänden, unter seinen zehn Millionen Bewohnern keinen einzigen Sklaven mehr zählte.

Das Amt der Waldkapitäne sollte wirklich in nächster Zeit eingehen, und schon damals lohnte die Wiedereinbringung flüchtiger Sklaven entschieden weniger als früher. Wenn die

Waldkapitäne in dem langen Zeitraume, da das Geschäft noch reichere Ernten abwarf, nur eine Gesellschaft von Abenteurern bildeten, meist zusammengewürfelt aus Freigelassenen und Deserteuren, welche niemals in besonderer Achtung standen, so liegt es auf der Hand, daß die Sklavenjäger jener Zeit nur dem Auswurf der Gesellschaft angehörten, und allem Anscheine nach verunzierte auch der Mann mit obigem Schriftstück keineswegs die verächtliche Rotte der »Kapitães do mato«.

Dieser Torres – so lautete sein Name – war weder ein Mestize, noch ein Indianer oder Neger, wie die meisten seiner Kameraden; er war vielmehr ein Weißer von brasilianischer Abstammung, der in der Jugend etwas mehr Bildung genossen hatte, als seine dermalige Beschäftigung erheischte. Alles in Allem durfte er als einer jener Ausgestoßenen gelten, wie man solche in allen entlegenen Gebieten der Neuen Welt antrifft; und zur Zeit, wo das brasilianische Gesetz Mulatten oder Mischlinge als solche von gewissen Aemtern ausschloß, würde Jener, wenn dieses Gesetz bei ihm Anwendung fand, nicht seiner Herkunft, wohl aber seiner persönlichen Unwürdigkeit wegen ausgeschlossen worden sein.

Augenblicklich befand sich Torres übrigens gar nicht in Brasilien. Er hatte dessen Grenze überschritten und streifte seit mehreren Tagen in den Wäldern Perus umher, in welchem sich der Oberlauf des Amazonenstromes sammelt.

Torres war ein Mann von etwa dreißig Jahren, von kräftiger Constitution, auf welche, Dank seinem außergewöhnlichen Temperamente und seiner eisernen Gesundheit, die Strapazen eines so regellosen Lebens keinen Einfluß zu haben schienen.

Er war von mittlerer Größe, breitschulterig, hatte regelmäßige Züge, ein sicheres Auftreten, das Gesicht von der glühenden Atmosphäre der Tropen gebräunt, und trug einen schwarzen Vollbart. Aus den, unter den eng

zusammenstehenden Brauen halb versteckten Augen leuchtete ein lebhafter aber frostiger Blick, wie er zügellosen Naturen eigen zu sein pflegt. Selbst zur Zeit, als das heiße Klima ihn noch nicht gebräunt hatte, würde sein Gesicht gewiß niemals roth geworden sein, sondern hätte sich höchstens unter der Einwirkung verderblicher Leidenschaften verzerrt.

Torres trug die sehr primitive Tracht der Waldläufer; Alles verrieth, daß sie lange im Gebrauch gewesen war; den Kopf bedeckte ein quergesetzter, breitkrämpiger Lederhut, an den Lenden hing eine Hofe aus grobem Wollenstoff, welche sich in den Schäften der starken Stiefeln verlor, welch' letztere den solidesten Theil des gesammten Costüms bildeten; das Ganze umschloß ein verschoffener, gelblicher »Poncho«, vor dem weder die Jacke noch die Weste, welche des Mannes Brust bedeckten, zu sehen waren.

Lebte Torres früher als Waldkapitän, so lag es doch auf der Hand, daß er dieses Geschäft jetzt, wenigstens unter den augenblicklichen Umständen, nicht mehr betrieb, dies erkannte man schon an seiner mangelhaften Ausrüstung mit den zur Verfolgung der Neger nöthigen Angriffs- und Vertheidigungswaffen. Er führte keine Feuerwaffen, weder Büchse noch Revolver. Im Gürtel stak nur eine sogenannte. »Manchetta«, welche mehr einem Säbel als einem Jagdmesser ähnelte. Daneben trug Torres noch eine », Enchada«, das ist eine Art Axt, vorzüglich angewendet bei der Jagd auf Nage- und Gürtelthiere, welche in den Wäldern des oberen Amazonasstromes in Ueberfluß vorkommen, während von eigentlich reißenden Thieren fast nichts zu befürchten ist.

Auf jeden Fall war unser Abenteurer an jenem Tage, am 4. Mai 1852, ganz außerordentlich vertieft in die Lectüre des Schriftstückes, auf dem seine Augen hafteten, oder die Urwälder Südamerikas, welche er zu durchstreifen gewohnt war, ließen ihn trotz ihrer Pracht und Herrlichkeit kalt. Nichts



vermochte ihn von seiner Beschäftigung abzulenken; weder das langgezogene Geschrei der Brüllaffen, das Saint Hilaire sehr treffend mit dem Dröhnen der Axt des Holzfällers vergleicht, wenn dieser Baumäste ablöst; noch das trockene Rasseln der Ringe einer Klapperschlange, welche allerdings den Menschen kaum angreift, aber freilich sehr giftig ist; weder die schreiende Stimme der gehörnten Kröte, der unter der Classe der Reptilien der Preis der Häßlichkeit zukommt, noch auch das sonore, tiefe Quaken des Ochsenfrosches, welcher, wenn er den Ochsen auch an Größe nicht übertrifft, diesem an Stärke der brüllenden Stimme doch gleichsteht.

Torres hörte nichts von all' diesem Heidenlärm, gewissermaßen die Gesamtstimme der Urwälder der Neuen Welt. Am Fuße eines prächtigen Baumes hingestreckt, bewunderte er nicht einmal das hohe Astwerk dieses »Pao ferro« oder Eisenbaumes mit dunkler Rinde und einem Holze, so hart wie das Metall, dessen Stelle es an den Waffen und Werkzeugen der wilden Indianer vertritt. Im Gegentheil! Völlig von seinen Gedanken erfüllt, drehte und wendete der Waldkapitän das merkwürdige Document zwischen den Fingern. Mit Hilfe des ihm bekannten Schlüssels wußte er jeden Buchstaben richtig zu deuten; er las, überlegte den Sinn der für jeden Anderen gänzlich unverständlichen Zeilen, und ein böses Lächeln flog über seine Züge. Dann begann er halblaut einige Sätze zu murmeln, welche in der unermeßlichen peruvianischen Waldwüste doch Niemand hören, jedenfalls kein Mensch richtig verstehen konnte.

»Ja, ja, sagte er, das sind so gegen hundert recht sauber geschriebene Zeilen, die für Einen, den ich kenne, von unzweifelhafter hoher Bedeutung sind. Dieser Jemand ist sehr reich! Für ihn handelt es sich dabei um Tod und Leben – auf alle Fälle muß das etwas Tüchtiges abwerfen!«

Noch einmal betrachtete er das Schriftstück mit gierigem Blicke.

»Ein Conto Reis allein für jedes Wort dieses letzten Satzes gäbe schon eine recht nette Summe!«

»O, dieses Sätzchen hat seinen Werth! Es umfaßt den Gesamttinhalt dieses Documents und nennt die betreffenden Personen beim richtigen Namen! Freilich, um jenen Satz richtig zu verstehen, muß man zuerst die Anzahl Worte, die er enthält, zählen, und wenn das Einer gethan hätte, blieb ihm dessen wirklicher Sinn doch noch verborgen!«

Mit diesen Worten begann Torres heimlich zu zählen.

»Achtundfünfzig Worte, sagte er, das macht achtundfünfzig Contos! Hm, ein Sümichen, mit dem man in Brasilien, in Amerika, überhaupt überall auskommen könnte, selbst ohne etwas dabei zu thun! Aber wenn mir alle Worte dieses Blattes zu demselben Preise bezahlt würden! Ei, das ergäbe Hunderte von Contos! Alle Teufel, hier ist ein hübsches Vermögen einzuheimsen oder ich bin der Dümme der Dummen!«

Es sah aus, als ob Torres' Hände schon die enorme Summe unter sich hätten und die Goldrollen krampfhaft umschlössen.

Plötzlich nahmen seine Gedanken eine andere Richtung.

»Endlich, sagte er, nähere ich mich dem Ziele und werde sicherlich die Strapazen dieser Reise nicht zu bereuen haben, die mich von der Küste des Atlantischen Oceans bis zum Oberlauf des Amazonenstromes führte. Dieser Mann konnte ja Amerika verlassen haben, sich jenseits der Meere aufhalten, wie hätte ich da seiner habhaft werden können? Doch nein, er ist noch da, wenn ich einen dieser Bäume erkletterte, könnte ich das Dach des Hauses sehen, das er mit seiner ganzen Familie bewohnt!«

Darauf ergriff er wiederum das Papier und bewegte es mit fieberhafter Hast hin und her.

»Noch heute, fuhr er fort, werde ich ihm gegenüber stehen! Noch heute soll er wissen, daß seine Ehre, sein Leben von diesen Zeilen abhängt! Und wenn er den Schlüssel zu haben verlangt, um diese zu entziffern – ei nun, so wird er ihn eben bezahlen – wenn ich will, mit seinem ganzen Vermögen, ja, mit seinem Blute! Alle Wetter! Das ehrenwerthe Mitglied der Miliz, das mir dieses kostbare Document auslieferte, mir dessen Geheimnisse enthüllte und mir sagte, wo ich seinen früheren Collegen finden würde, und unter welchem Namen er sich schon lange Jahre hindurch verborgen hielt, dieser brave Mann hat sich dabei gewiß nicht gedacht, daß er damit mein Glück begründete!«

Noch ein letztes Mal warf Torres einen Blick auf das vergilbte Papier, dann faltete er es vorsichtig zusammen und steckte es in ein festes kupfernes Etui, das ihm auch als Geldtasche diene.

Wenn Torres' ganzes Vermögen sich in diesem, an Größe etwa einer Cigarrentasche ähnlichen Etui befand, würde er in keinem Lande der Welt für reich gegolten haben. Wohl besaß er eine Kleinigkeit von allen Goldmünzen der Nachbarstaaten, z. B. zwei Doppelcondors der Vereinigten Staaten von Columbia, jeder etwa hundert Francs an Werth, die gleiche Summe in venezuelischen Bolivars, ferner peruanische Sols, einige chilenische Escudos zu höchstens fünfzig Francs und andere kleine Münzen. Alles zusammen erreichte eine runde Summe von etwa fünfhundert Francs, doch wäre Torres gewiß in Verlegenheit gekommen, wenn er über deren Erwerb hätte Aufschluß geben sollen.

Seit wenigen Monaten war er, nach plötzlicher Aufgabe des Amtes als Waldkapitän, dem er in der Provinz Para obgelegen hatte, dem Thale des Amazonenstromes folgend, über die Grenze gegangen und jetzt auf peruanisches Gebiet übergetreten.

Der Abenteurer kannte übrigens nur sehr beschränkte Bedürfnisse und überhaupt kaum nothwendige Ausgaben. Für Wohnung und Kleidung brauchte er nichts. Der Wald lieferte ihm die Nahrung, die er nach Art der Waldläufer ohne Unkosten zurichtete. Im genügten einige Reis für Tabak, den er in den Missionen oder in einem Dorfe kaufte, und ebensoviel für Brantwein, seine Kürbisflasche zu füllen. Er konnte also mit Wenigem weit genug kommen.

Als er das Papier in dem metallenen Etui, dessen Deckel hermetisch schloß, verwahrt hatte, steckte Torres dasselbe nicht in die Tasche des Kittels, den der Poncho bedeckte, sondern glaubte aus übergroßer Vorsicht besser zu thun, wenn er es neben sich in einer hohlen Wurzel des Baumes, an dem er lag, verbarg.

Das war eine Unklugheit, die ihm theuer zu stehen kommen sollte.

Es war sehr heiß, die Luft drückend und schwül. Hätte die Kirche des nächsten kleinen Fleckens eine Schlaguhr besessen, so würde diese jetzt zwei Uhr Nachmittags angezeigt haben, und Torres hätte das bei der eben herrschenden Windrichtung hören müssen, denn er befand sich nur zwei Meilen davon entfernt.

Ihn kümmerte die Zeit aber offenbar blutwenig. Er pflegte sich, so gut es ging, nach der Höhe der Sonne über dem Horizonte zu richten, und bei einem Abenteurer kommt es ja bei den gewöhnlichen Vorkommnissen des Tages auf militärische Pünktlichkeit nicht an. Er frühstückt oder ißt zu Mittag, wenn es ihm beliebt oder wenn es angeht. Er schläft, wo und wann die Müdigkeit ihn überwältigt. Wenn auch der Tisch für ihn nicht jeden Augenblick gedeckt ist, so findet er doch stets ein Bett am Fuße eines Baumes bereit, gleichgiltig ob in einem dichten Gebüsch oder im offenen Walde. Auf Bequemlichkeit machte Torres keine besonderen Ansprüche.

Nachdem er den größten Theil des Morgens marschirt war, aß er ein wenig, und jetzt fühlte er auch das Bedürfniß zu schlafen. Zwei bis drei Stunden Ruhe mußten ihn wieder hinreichend kräftigen, seinen Weg fortzusetzen. Er streckte sich also so bequem wie möglich auf dem Grase aus, um zu schlummern.

Torres gehörte jedoch nicht zu den Leuten, welche sich dem Schläfe überlassen, ohne hierzu gewisse Vorkehrungen getroffen zu haben. Er pflegte zunächst einen derben Schluck Branntwein zu nehmen und nachher eine Pfeife zu rauchen. Der Branntwein erregt das Gehirn und der Tabak verträgt sich gut mit dem Dunst des Traumes.

Das war wenigstens seine Ansicht.

Torres setzte zuerst also die Lippen an die Kürbisflasche, die er an der Seite trug. Diese enthielt von dem in Peru unter dem Namen »Chica« und am oberen Amazonenstrome speciell als »Caysuma« bekannten Likör. Es ist das ein Destillationsproduct aus der in Gährung übergegangenen süßen Maniocwurzel, welchem der Waldkapitän mit seinem etwas verwöhnten Gaumen eine tüchtige Menge Tafia beizumischen liebte.

Als Torres einige Schlucke der Flüssigkeit verzehrt hatte, schüttelte er die Kürbisflasche und überzeugte sich mit Bedauern, daß dieselbe bald leer sei. »Werde ich wieder füllen müssen,« sagte er so vor sich hin.

Dann zog er eine kurze hölzerne Pfeife hervor, stopfte sie mit dem scharfen groben Tabak, dessen Blätter von dem alten »Petun« (einer ganz schlechten Tabakssorte) herrühren, den Nicot zuerst nach Frankreich einführte und damit zur Einbürgerung der ertragreichsten und verbreitetsten der Solaneen ungemein viel beitrug.

Dieser Tabak hat freilich nichts gemein mit dem Scaferlati erster Sorte, den die französischen Manufacturen produciren,

Torres aber war in dieser Hinsicht ebenso wenig wählerisch wie nach vielen anderen Seiten. Er schlug am Stahl Feuer, entzündete eine Kleinigkeit von jener klebrigen Substanz, die unter dem Namen »Ameisenschwamm« – ein Absonderungsproduct gewisser Hymenopteren – bekannt ist, und setzte seine Pfeife in Brand.

Beim zehnten Zuge schon schlossen sich seine Augen, die Pfeife glitt ihm aus der Hand und er schlief ein oder versank vielmehr in eine Art Halbtraum, der kein wirklicher Schlaf ist.

## **Zweites Capitel**

### *Dieb und Bestohlene*

Torres schlief seit etwa einer halben Stunde, als unter den Bäumen ein Geräusch entstand, so als wenn Jemand mit bloßen Füßen vorsichtig heranschliche, um nicht gehört zu werden. Wäre der Abenteurer in diesem Augenblicke munter gewesen, so hätte er sicherlich auf jede verdächtige Annäherung ein scharfes Auge gehabt. Von jenem leisen Geräusch erwachte er freilich nicht, und der Andere vermochte sich ihm unbemerkt bis auf zehn Schritte vom Baume zu nähern.

Es war dies jedoch kein Mensch, sondern ein »Guariba«. Unter allen Affen mit Greiferschwanz, welche die Urwälder des Amazonenstromes bevölkern, wie die wirklich eleganten Sahuís, die gehörnten Sajus, die grauhaarigen Monos, die Saguins, welche auf ihrem fratzenhaften Gesicht eine Larve zu tragen scheinen – ist der Guariba unzweifelhaft der originellste. Gesellschaftlich und nicht eben böseartig, und in dieser Hinsicht sehr wesentlich verschieden von dem wilden, trägen »Mucura«, sucht er sich gewöhnlich anderen anzuschließen und wandert meist in größeren Trupps. Schon von fern verräth er seine Gegenwart durch den Lärmen monotoner Stimmen, der fast einem unmelodischen Kirchengesang ähnelt. Wenn er von Natur auch mehr gutmüthig ist, so darf man ihn doch nicht ohne gewisse Vorsicht angreifen. Auf jeden Fall ist, wie wir gleich sehen werden, ein eingeschlafener Reisender ernstlichen Gefahren ausgesetzt, wenn ihn ein Guariba in dieser Lage, also vertheidigungslos überrascht.

Dieser Affe, der in Brasilien auch den Namen »Barbado« führt, war von großer Gestalt. Die Geschmeidigkeit und Kraft seiner Gliedmaßen machten ihn zu einem sehr starken Thiere, ebenso geschickt, auf dem Erdboden zu kämpfen, wie von Ast zu Ast in die Gipfel der Waldriesen zu klettern und zu springen.

Der Guariba näherte sich vorsichtig und mit kleinen Schritten. Er sah nach rechts und links umher und wedelte dazu mit dem Schweife. Den Mitgliedern dieser Affenfamilie hat die Natur nicht allein vier Hände gegeben – wodurch sie sich eben als Vierhänder von den zweihändigen Menschen unterscheiden – sie hat sich sogar noch freigebiger bewiesen, indem sie jene eigentlich mit fünf ausstattete, da die Spitze ihres Schwanzes vollkommen zum Greifen und Festhalten geeignet ist.

Der Affe schlich also geräuschlos heran, wobei er einen tüchtigen Knüppel schwang, der in seiner kräftigen Faust zur gefährlichen Waffe werden konnte. Seit einigen Minuten mußte er den am Fuße des Baumes liegenden Menschen gewiß schon gesehen haben, die Unbeweglichkeit des schlafenden Mannes schien ihn aber zu veranlassen, denselben noch mehr aus der Nähe zu betrachten. Er kam also zögernd weiter heran und blieb endlich drei Schritte vor Jenem stehen.

Sein bärtiges Gesicht verzog sich zur Fratze, wobei die scharfen, elfenbeinweißen Zähne sichtbar wurden, und der Knüppel flog in einer, für den Waldkapitän keineswegs glückverheißenden Weise durch die Luft.

Torres' Aussehen weckte in dem Guariba offenbar keine besonders wohlwollenden Gedanken. Ob er etwa besondere Gründe hatte, dem Vertreter des Menschengeschlechtes, welchen ihm der Zufall, außer Stand sich zu vertheidigen, in die Hand lieferte, zu grollen? Vielleicht! Man weiß ja, wie genau sich manche Thiere an erlittene Unbill erinnern, und es



war ja leicht möglich, daß dieser schon mit Waldläufers üble Erfahrungen gemacht hatte.

Vorzüglich bei den Indianern steht der Affe als Jagdwild in hohem Werthe, und sie verfolgen ihn, welcher Familie er auch angehört, mit wahrhaftem Nimrodseifer, nicht allein aus Vergnügen an der Jagd, sondern vor Allem, um ihn zu verspeisen.

Wenn der Guariba jetzt auch nicht geneigt schien, die Rollen zu tauschen, und nicht so weit ging, zu vergessen, daß die Natur ihn zum einfachen Pflanzenfresser gebildet hat, er also den Waldkapitän nicht wohl aufzehren konnte, so zeigte er doch offenbar nicht übel Lust, den, welchen er als natürlichen Feind erkannte, wenigstens zu vernichten.

Nachdem er jenen kurze Zeit betrachtet hatte, begann er den Baum zu umkreisen. Er ging nur langsam, hielt den Athem an, näherte sich jenem aber mehr und mehr. Seine Haltung war drohend, sein Gesicht wüthend. Den stillliegenden Mann mit einem Schlage zu tödten, wäre ihm gewiß ein Leichtes gewesen, und allem Anscheine nach hing Torres' Leben jetzt nur an einem Faden.

Wirklich stellte sich der Guariba noch einmal dicht neben den Baum und so an die Seite, daß er den Kopf des Schlummernden treffen konnte, und hob schon den Stock zum Schlage.

Wenn Torres aber eine Unvorsichtigkeit begangen hatte, das Etui, welches jenes Document und seine Baarschaft enthielt, neben sich in einer hohlen Wurzel zu verbergen, so rettete ihm dieser Umstand jetzt doch das Leben.

Ein Sonnenstrahl, der durch die Zweige drang, traf auch das Etui, dessen polirte Metallfläche dabei gleich einem Spiegel erglänzte. Der Affe wurde bei der, seiner Race eigenthümlichen Neugier aufmerksam. Seine Gedanken – wenn man bei einem Thiere von Gedanken sprechen darf –

nahmen eine andere Richtung an. Er bückte sich, ergriff das Etui und wich einige Schritte zurück, während er jenes bis zur Höhe seiner Augen emporhob und nicht ohne Verwunderung bemerkte, wie dasselbe spiegelte. Vielleicht frappirte es ihn noch mehr, als er die in dem Etui enthaltenen Goldstücke klirren hörte. Dieses Geräusch entzückte ihn. Es sah aus, als ob ein Kind mit einer Klapper spielte. Dann führte er es zum Munde und seine Zähne erglänzten in dem Metall, ohne daß er es jedoch anzubeißen versuchte.

Offenbar glaubte der Guariba eine neue Frucht gefunden zu haben, vielleicht eine riesige, glänzende Mandel, mit frei in der Schale beweglichem Kerne. Mochte er diesen Irrthum auch bald einsehen, so veranlaßte ihn das doch nicht, das Etui wegzuworfen. Im Gegentheil faßte er es noch fester mit der linken Vorderhand, ließ aber den Stock fallen, der dabei einen dünnen Zweig zerbrach. Bei diesem Geräusch erwachte Torres, und hurtig wie alle Menschen, welche stets auf der Lauer liegen und bei denen der Uebergang vom Schlafen zum Wachen unvermittelt erfolgt, sprang er auf die Füße.

Sofort erkannte Torres auch, um was es sich hier handelte.

»Ein Guariba!« rief er laut.

Schnell ergriff er die neben ihm liegende Manchetta und setzte sich in Vertheidigungszustand.

Erschrocken wich der Affe zurück und flüchtete, da ihm einem wachenden Menschen gegenüber der Muth auszugehen schien, mit raschem Sprunge unter die dichten Bäume.

»Das war die höchste Zeit! rief Torres, der Schurke hätte mir ohne großes Federlesen den Garaus gemacht!«

Plötzlich bemerkte er in der Hand des Affen, der in der Entfernung von zwanzig Schritten stehen geblieben war und ihn angrinste, als wollte er ihn noch zum Narren haben, sein kostbares Etui.

»Der Spitzbube! rief er noch einmal. Wenn er mich nicht tödtete, so hat er mir doch weit Schlimmeres angethan! Er hat mich bestohlen!«

Der Gedanke, daß jenes Etui auch seine Baarschaft enthielt, machte ihm dabei keine so große Sorge; daß sich in dem Etui aber das Document befand, dessen Verlust ihm geradezu unersetzlich war, das brachte ihn ganz außer Fassung.

»Tausend Teufel!« wetterte er wüthend.

Da er nun um jeden Preis sein Etui wieder erlangen wollte, machte er sich auf, den Guariba zu verfolgen.

Er verheimlichte sich dabei nicht, daß es kein leichtes Stück Arbeit sein werde, das gewandte Thier einzuholen. Auf der Erde entfloh der Affe zu schnell, in den Bäumen zu hoch. Nur ein Büchschenschuß hätte seinem Laufe oder seinem Fluge ein Ziel setzen können; Torres besaß jedoch keine Feuerwaffe. Dolchmesser und Axt konnten dem Guariba doch nur etwas anhaben, wenn er ihm ganz nahe zu kommen vermochte. Es lag ihm bald klar vor Augen, daß er den Guariba nur durch List werde fangen können. Torres mußte also versuchen, was auf diese Weise zu erreichen war. Es blieb ihm nichts übrig, als vom Laufen abzustehen, sich hinter einem Baumstamm zu verbergen, in einem Dickicht zu verschwinden und den Guariba zu veranlassen, auch einzuhalten und vielleicht sogar zurückzukehren. Torres fügte sich dieser Ansicht; wenn der Waldkapitän aber verschwand, so wartete der Guariba einfach, bis er wieder erschien, und Torres kam damit zu keinem Ziele.

»Verdammter Guariba! rief er unwillig; so komm' ich nie zu Ende und er könnte mich wieder bis über die brasilianische Grenze wegführen. Wenn er nur das Etui fallen ließe! Aber nein! Der Klang der Goldstücke scheint ihn zu belustigen. Warte nur, Spitzbube, wenn ich dich erwische!...«

Noch einmal begann Torres die Verfolgung und wiederum wich der Affe zurück.

So verging wohl eine Stunde ohne jedes Resultat. Erklärlicher Weise ermüdete Torres nicht. Wie konnte er ohne jenes Document die erhoffte Summe gewinnen?

Endlich ward er wüthend. Er fluchte, stampfte den Boden mit den Füßen und drohte dem Guariba. Das störrische Thier antwortete ihm nur durch weitere Grimassen, die ihn allmählich außer sich brachten.

Torres begann seine Verfolgung von Neuem; er lief, daß ihm der Athem ausging, verwickelte sich in dem hohen Grase, in dem dichten Gebüsch und den verschlungenen Lianen, durch welche der Guariba wie ein Steeple-Chase-Reiter flüchtig dahin eilte. Ueber die Fußwege streckten sich zuweilen dichte Wurzeln. Er strauchelte und sprang wieder auf. Endlich begann er unwillkürlich zu rufen: »Hierher! Hierher! Haltet den Dieb!« als ob Jemand ihn hören könnte.

Bald fühlte er sich am Ende seiner Kräfte, der Athem verließ ihn und er mußte einhalten.

»Alle Teufel, platzte er heraus, wenn ich im Busche flüchtige Neger verfolgte, machten mir die Kerle nicht solche Mühe! Doch, ich werde ihn erwischen, den vermaledeiten Affen, gewiß ihn erwischen und laufen, so weit mich die Füße tragen! Wir wollen doch sehen, wer zum Ziele kommt!«

Als der Affe bemerkte, daß der Mann ihm nicht mehr nachlief, blieb auch er sitzen. Er ruhte aus, obwohl er noch lange nicht so erschöpft war wie Torres, der eben nicht weiter konnte.

So hockte er zehn Minuten da, knabberte an ein paar Wurzeln, die er im Fluge von der Erde aufgerafft hatte, und ließ von Zeit zu Zeit das Etui vor seinen Ohren klingen.

Voller Wuth warf Torres einige Steine nach ihm, die Jenen zwar erreichten, aber bei der weiten Entfernung nicht viel schaden.

Zu einem Entschlusse mußte er gleichwohl kommen. Einerseits erschien es sinnlos, dem Affen mit so wenig Aussicht auf Erfolg noch weiter nachzulaufen; andererseits brachte es ihn in Harnisch, sich diesem unseligen Zufall, der alle seine Luftschlösser zerstörte, endgiltig zu fügen und nicht allein geschlagen, sondern von einem so albernen Thiere betrogen, überlistet zu sein.

Und doch mußte Torres sich sagen, daß der Dieb mit Einbruch der Nacht ohne Schwierigkeit für immer verschwinden werde, und er, der Bestohlene, würde noch obendrein die größte Mühe haben, aus diesem dichten Walde nur seinen Weg wieder zu finden. Die Verfolgung hatte ihn mehrere Meilen vom Ufer des Stromes hinweggeführt, und er konnte schon jetzt in Verlegenheit kommen, sich auf dem Wege dahin nicht zu verirren.

Torres zauderte; er versuchte seine Gedanken mit Ruhe zu sammeln, und nach einem letzten kräftigen Fluche wollte er schon jede Hoffnung auf die Wiedererlangung seines Etais aufgeben, als er, mehr gegen seinen Willen, für das Document, von dem er einen so ausgedehnten Gebrauch zu machen gedachte, sich doch zu einer letzten Anstrengung aufraffte.

Er sprang also in die Höhe.

Der Guariba folgte seinem Beispiele.

Er that einige Schritte vorwärts.

Der Affe machte ebenso viele rückwärts; diesmal aber hielt er, statt noch tiefer in den Wald zu fliehen, am Fuße einer gewaltigen Ficus an, welcher Baum im ganzen Becken des oberen Amazonenstromes überall in den verschiedensten Arten auftritt.

Sich mit den vier Händen an den Stamm zu klammern, mit der Geschicklichkeit eines Clown daran emporzuklettern, mit dem Greiferschwanz einen starken, vierzig Fuß über dem Erdboden horizontal ausgestreckten Ast zu erfassen und sich

von da aus nach den höchsten Zweigen des riesigen Baumes, die sich unter der Last herabneigten, zu schwingen, war für den gewandten Guariba ein Spiel und das Werk weniger Augenblicke.

Hier richtete er sich nach Bequemlichkeit ein und setzte seine unterbrochene Mahlzeit fort, indem er von den Früchten pflückte, die er erreichen konnte. Torres hätte gewiß auch gern etwas gegessen und getrunken, das verbot sich aber von selbst, denn seine Tasche war mager und seine Kürbisflasche leer.

Statt nun jedoch zurückzukehren, begab er sich nach dem Baume, obgleich der Affe auf diesem vor ihm noch sicherer war, als vorher. Er konnte natürlich gar nicht daran denken, auch in die Höhe klettern zu wollen, denn sein Dieb hätte die Ficus einfach verlassen und sich nach einer anderen hinübergeschwungen.

Und immer klapperte er mit dem Etui vor seinen Ohren!

In seiner sinnlosen Wuth begann Torres nun auf den Guariba zu schimpfen. Die Titel, die er im anhing, sind gar nicht wiederzugeben. Er ging dabei so weit, Jenen nicht nur einen »Mestizen« zu nennen, was aus dem Munde eines Brasilianers weißer Race schon als grobe Beleidigung gilt, nein, er schimpfte ihn sogar »Curiboca«, das bedeutet einen Mischling von einem Neger und einer Indianerin. Unter allen Insulten, welche ein Mensch dem anderen anthun kann, giebt es aber keinen schlimmeren unter jenen äquatorialen Breiten.

Der Affe freilich als einfacher Vierhänder bekümmerte sich nicht im mindesten um alle die Schimpfworte, welche einen Menschen empört hätten.

Torres begann nun auf's Neue, mit Steinen, Wurzeln und Allem, was ihm in die Hand kam, zu werfen. Er bildete sich gewiß kaum ein, den Affen damit ernstlich etwas anhaben zu können, sondern er wußte einfach nicht mehr, was er that. Die Wuth über seine Ohnmacht dem Thiere gegenüber raubte ihm

eben alle Besinnung. Vielleicht hoffte er einen Augenblick, daß der Guariba, wenn er sich von einem Aste zum anderen schwang, das Etui verlieren könne, wenn er es, um gegen seinen Angreifer nicht zurückzubleiben, ihm nicht etwa gar an den Kopf warf. Vergebens! Der Affe bemühte sich sorgsam, das Etui festzuhalten, blieben ihm doch, wenn er es auch mit der einen Hand umspannte, noch drei für allerlei Bewegungen frei.

Voller Verzweiflung wollte Torres schon den ungleichen Wettkampf aufgeben und nach dem Amazonasstrome zurückkehren, als sich ein unerwartetes Geräusch vernehmen ließ, das offenbar von menschlichen Stimmen herrührte.

Etwa zwanzig Schritte von der Stelle, wo der Waldkapitän sich befand, wurde gesprochen.

Torres' erste Sorge war, sich im dichten Gebüsch zu verbergen. Als vorsichtiger Mann wollte er sich nicht eher sehen lassen, als bis er wüßte, mit wem er es zu thun habe. Voller Neugier, klopfenden Herzens und mit gespannten Ohren wartete er, als plötzlich ein Schuß krachte.

Ein Schrei, und tödtlich getroffen stürzte der Affe schwer zur Erde hernieder, noch immer das Etui fest umklammernd.

»Alle Kukuk! rief Torres, das war eine Kugel, die zu gelegener Zeit kam!«

Jetzt sprang er, ohne Scheu gesehen zu werden, aus dem Busch hervor, als eben zwei junge Leute unter den Bäumen erschienen.

Es waren Brasilianer, nach Jägerart gekleidet, mit langen Stiefeln, einen leichten Hut aus Palmenfasern auf dem Kopfe und eine in der Taille zusammengehaltene Jacke oder vielmehr Blouse über dem Körper, welche im Walde natürlich bequemer zu tragen ist als der nationale Poncho. An ihren Zügen und der Farbe ihres Gesichtes erkannte man leicht, daß sie von portugiesischer Abstammung waren.

Jeder führte eine jener langen, spanischen Flinten, welche an die Feuerwaffen der Araber erinnern, die bei großer Treffsicherheit doch sehr weit tragen und welche die Waldläufer am oberen Amazonasstrome fleißig und erfolgreich gebrauchen.

Was eben geschehen war, konnte dafür als Beweis gelten. Aus schräger Entfernung von über achtzig Fuß, saß die Kugel dem Vierhänder doch mitten im Kopfe.

Außer jenem Gewehre trugen die jungen Leute im Gürtel noch eine Art Dolchmesser, in Brasilien »Foca« genannt, dessen sich die Jäger bedienen, wenn sie den Onça oder andere, in diesen Wäldern zwar nicht besonders gefährliche, aber in großer Anzahl vorkommende Raubthiere angreifen.

Offenbar hatte Torres bei diesem Zusammentreffen nichts zu fürchten und lief also eilig zu dem Körper des Affen hin.

Die jungen Leute aber, welche demselben Ziele zusteuerten, hatten nur einen kürzeren Weg zurückzulegen und befanden sich mit wenigen Schritten Torres gegenüber.

Dieser hatte seine volle Geistesgegenwart wieder erlangt.

»Besten Dank, meine Herren, sagte er erfreut, und lüftete ein wenig den Hut. Sie haben mir durch Erlegung dieses abscheulichen Thieres einen großen Dienst erwiesen!«

Die Jäger sahen zuerst einander an, da sie nicht verstanden, was dieser Dank bedeuten sollte.

Torres klärte sie mit einigen Worten über die Sachlage auf.

»Sie glaubten nur einen Affen zu schießen, sagte er, in Wahrheit aber haben Sie einem Diebe den Garaus gemacht!

– Wenn wir Ihnen genützt haben, erwiderte der jüngere der beiden Männer, so hatten wir zwar keine Ahnung davon, schätzen uns darum aber nicht minder glücklich, Ihnen diesen Dienst erwiesen zu haben.«



Er ging einige Schritte zurück, beugte sich über den Guariba und nahm das Etui aus dessen noch immer fest geschlossener Hand.

»Das gehört demnach Ihnen? fragte er.

– Ja freilich!« antwortete Torres, der das Etui rasch ergriff und einen erleichternden Stoßseufzer dabei nicht unterdrücken konnte.

»Und wem, mein Herr, habe ich für den mir erwiesenen Dienst zu danken?

– Meinem Freunde Manoel, Regimentsarzt in der brasilianischen Armee, erwiderte der junge Mann.

– Nun, wenn ich den Affen geschossen habe, warf Manoel ein, so hast Du, lieber Benito, mir ihn doch zuerst gezeigt.

– In diesem Falle, meine Herren, fuhr Torres fort, bin ich Ihnen also Beiden verpflichtet, ebenso Herrn Manoel, wie Herrn...?

– Benito Garral,« ergänzte Manoel.

Der Waldkapitän mußte alle Kräfte zusammenraffen, um bei der Nennung dieses Namens nicht zu erzittern, vorzüglich als der junge Mann höflich hinzusetzte:

»Die Farm meines Vaters Joam Garral liegt kaum drei Meilen von hier entfernt. Wenn es Ihnen beliebt, Herr...

– Torres, sagte der Abenteurer.

– Wenn es Ihnen beliebt, Herr Torres, daselbst vorzusprechen, werden Sie gastfreundlich aufgenommen werden.

– Ich weiß nicht, ob mir das möglich ist! erwiderte Torres, der in Folge dieser unerwarteten Begegnung nicht sofort zu einem Entschlusse kommen konnte. Ich glaube wirklich nicht, Ihr freundliches Anerbieten annehmen zu können!... Der Ihnen erzählte Zwischenfall hat mir zu viel Zeit geraubt...

Ich muß eiligst nach dem Amazonenstrom zurückkehren, dem ich bis nach Para folgen wollte...

– O, dann wäre es möglich, Herr Torres, fuhr Benito fort, daß wir uns auf diesem Wege wiedersehen könnten, denn noch vor Ablauf eines Monates wollte mein Vater mit der ganzen Familie dieselbe Tour machen.

– Ihr Herr Vater, versetzte Torres lebhaft, gedenkt also über die brasilianische Grenze hinaus zu gehen?...

– Ja wohl, das heißt zum Zwecke einer etwa dreimonatlichen Reise, gab Benito zur Antwort. Wir hoffen wenigstens, ihn dazu zu bestimmen, nicht wahr, Manoel?«

Manoel nickte mit dem Kopfe.

»Nun, meine Herren, nahm Torres wieder das Wort, dann könnte es wirklich zutreffen, daß wir uns unterwegs wiederfinden. Für den Augenblick kann ich indeß, zu meinem größten Bedauern, Ihrer Einladung nicht Folge leisten; doch danke ich Ihnen dafür und fühle mich dadurch nur doppelt verpflichtet.«

Mit diesen Worten verabschiedete sich Torres von den jungen Leuten, die seinen Gruß erwiderten und den Weg nach der erwähnten Farm einschlugen.

Jener beobachtete, wie sie sich entfernten.

»Ah, begann er, als Jene verschwunden waren, mit dumpfer Stimme, er wagt sich also über die Grenze! Nun, meinerwegen, so bekomme ich ihn desto sicherer in meine Gewalt! Glückliche Reise, Joam Garra!«

Der Waldkapitän wendete sich nun wieder nach Süden, um das linke Stromufer auf kürzestem Wege zu erreichen, und verschwand bald im dichten Walde.

## **Drittes Capitel**

### *Die Familie Garral*

Das Dorf Iquitos liegt nahe dem linken Ufer des Amazonenstromes, fast genau unter dem 74. Grade (westlicher Länge von Paris) in jenem Gebiete des großen Stromes, wo dieser noch den Namen Marañon führt und sein Bett Peru von der Republik Ecuador, gegen fünfundfünfzig Meilen westlich der brasilianischen Grenze, scheidet.

Iquitos wurde dereinst von Missionären gegründet, wie alle jene Haufen von Hütten, jene Weiler oder Flecken, die man im Becken des Amazonenstromes antrifft. Bis zum Jahre 1817 hatten sich die Iquitos-Indianer – jener Zeit die einzige Bevölkerung des Ortes – mehr in das Innere der Provinz und weit von dem Flusse zurückgezogen. Plötzlich versiechten aber in Folge vulcanischer Eruptionen die Quellen des Landes, und sie sahen sich genöthigt, ihre Wohnstätten nach dem linken Ufer des Marañon zu verlegen. Durch Vermischung mit den Flußindianern, den Ticunas und Omaguas, veränderte sich bald die Race, und heute beherbergt Iquitos nur eine gemischte Bevölkerung, der noch einige Spanier und zwei oder drei Mestizenfamilien hinzutraten.

Gegen vierzig höchst erbärmliche Hütten mit Strohdecken bilden das ganze regellos gebaute Dorf, das übrigens auf einer Stelle fünfzig Fuß über dem Flusse liegt. Eine aus horizontalen Baumstämmen hergestellte Treppe führt zu demselben hinauf und verbirgt es vor dem Blicke des Reisenden, wenn dieser

nicht selbst jene Treppe erklimmt, denn es fehlt in der Nähe an jeder anderen Bodenerhebung.

Auf der oberen Fläche angelangt, erblickt man eine kaum widerstandsfähige Umzäunung aus verschiedenen Büschen und baumartigen Pflanzen, verbunden mit Tauen und Lianen, welche da und dort von den Gipfeln mächtiger Bananen und eleganter Palmen herabhängen.

Jener Zeit – und die Mode wird wohl heute kaum versucht haben, das ursprüngliche Costüm zu verdrängen – gingen die Iquitosindianer fast vollständig nackt. Nur die Spanier und die Mestizen, die mit Verachtung auf die eingebornen Mitbewohner des Ortes zu blicken pflegten, trugen ein einfaches Hemd, leichte baumwollene Beinkleider und einen landesüblichen Strohhut. Alle lebten in dem Dorfe höchst elend und ohne Verkehr mit einander, außer daß sie sich in den Stunden einmal versammelten, wo die Glocke der Mission sie nach der verfallenen Hütte rief, die als Kirche diente. Stand die Lebensweise in dem Dorfe der Iquitos aber auch auf der niedrigsten Stufe, wie das in allen Flecken am oberen Amazonasstrom der Fall ist, so brauchte man nur eine Meile an demselben Ufer des Stromes hinabzugehen, um eine reiche Niederlassung anzutreffen, wo für alle Bedürfnisse einer comfortablen Existenz gesorgt war.

Da lag nämlich die Farm Joam Garral's, wohin die beiden jungen Leute nach ihrer Begegnung mit dem Waldkapitän zurückkehrten.

Diese Farm, Meierei oder, um den landesüblichen Ausdruck zu gebrauchen, diese jetzt in aller Blüthe stehende »Fazenda« war vor langen Jahren schon an einer Biegung des Stromes bei der Einmündung des hier fünfhundert Schritte breiten Rio Nanay begründet worden. Nach Norden zu begrenzte sie dieser Fluß eine kleine Meile weit, und nach Osten erstreckte sie sich etwa eben so weit an dem großen Strome hin. Gegen Westen

schieden sie mehrere kleine Wasserläufe, meist Nebenflüsse des Nanay und mehrere mittelgroße Lagunen von der Savanne und den zur Viehweide benutzten Campinen (das sind große, sumpfige Haide Strecken).

Im Jahre 1826 – sechsundzwanzig Jahre vor der Zeit, mit der diese Erzählung beginnt – hatte Joam Garral bei dem Eigenthümer der Fazenda Aufnahme gefunden.

Dieser Portugiese, Namens Magelhaës, trieb keine andere Industrie als die Ausbeutung der Wälder, und sein erst vor kurzer Zeit begründetes Etablissement dehnte sich kaum eine halbe Meile am Ufer des Flusses aus. Hier lebte Magelhaës – gastfreundlich wie alle reichen Portugiesen – mit seiner Tochter Yaquita, welche nach dem Tode der Mutter dem Hauswesen vorstand. Magelhaës war zwar ein tüchtiger Arbeiter, der vor keiner Mühe zurückscheute, doch fehlte es ihm zu sehr an höherer Bildung. Er wußte mit den wenigen Sklaven, die er besaß, und mit einem Dutzend Indianern, die er besoldete, wohl fertig zu werden, vermochte dagegen den Betrieb seines Handels nach außen hin nur sehr mangelhaft zu leiten. Aus Mangel an Kenntniß ging es mit dem Etablissement bei Iquitos auch nicht so recht vorwärts, und die Verhältnisse des portugiesischen Händlers blieben immer ziemlich gedrückt.

Unter solchen Umständen trat Joam Garral, der damals zweiundzwanzig Jahre zählte, Magelhaës zuerst entgegen. Völlig kraftlos und aller Hilfsmittel baar war er in das Land gekommen. Magelhaës hatte ihn halbtodt vor Hunger und Erschöpfung im nahen Walde gefunden. Der Portugiese besaß ein weiches Herz. Er fragte den Unbekannten nicht, woher er kam, sondern bekümmerte sich nur darum, was er bedürfe. Die trotz seiner Erschöpfung vornehme und stolze Erscheinung Joam Garral's machte auf ihn einen gewissen Eindruck. Er nahm sich also seiner an, half ihm weiter und bot ihm, zunächst

für einige Tage, Aufenthalt in seinem Hause an, der das ganze Leben hindurch dauern sollte.

Wir geben hier kurz die Umstände wieder, unter denen Joam Garral in die Farm von Iquitos eintrat.

Von Geburt Brasilianer, war er ohne Familie wie ohne Vermögen. Gram und Kummer, sagte er, hatten ihn veranlaßt, auf Nimmerwiederkehr auszuwandern. Er bat seinen Wirth um Erlaubniß, von den ebenso schweren, wie unverschuldeten Unfällen, die ihn betroffen hatten, schweigen zu dürfen. Er suchte, er ersehnte ja nichts als ein neues Leben, ein Leben voller Arbeit. Mit dem Gedanken, in einer Fazenda des inneren Landes Unterkommen zu finden, war er auf gut Glück in die Welt gegangen. Unterrichtet und offenen Kopfes, zeigte seine ganze Erscheinung ein unerklärliches Etwas, woraus man in ihm einen verständigen Mann mit klarem Verstande und bewußtem Willen erkannte. Magelhaës lernte ihn schnell schätzen und bot ihm deshalb an, auf seiner Farm zu bleiben, wo er ganz geeignet schien, da einzuspringen, wo es dem würdigen Farmer an Kenntniß und Ausbildung mangelte.

Joam Garral ging ohne Zögern auf das Angebot ein. Früher hatte er zwar beabsichtigt in einem »Seringal«, das ist eine Kautschukmanufactur, Anstellung zu suchen, wo ein guter Arbeiter jener Zeit fünf bis sechs Piaster täglich verdiente und bei wenigem Glück Aussicht hatte, selbst Eigenthümer zu werden; Magelhaës belehrte ihn aber, daß dieser Lohn nur deshalb so hoch sei, weil es in den Seringals nur zur Erntezeit, das heißt wenige Monate hindurch, Arbeit gäbe und eine dauernde Stellung, wie sie der junge Mann wünschen mußte, da nicht zu erhoffen sei.

Der Portugiese hatte ganz recht. Joam Garral sah das ein und trat entschlossen in die Fazenda mit dem Vorsatze, ihr alle seine Kräfte zu widmen.

Magelhaës hatte seine gute That nicht zu bereuen. Seine Geschäfte gestalteten sich besser. Der Holzhandel, der auf dem Amazonenstrome bis Para betrieben wurde, gewann durch Joam Garral eine beträchtliche Erweiterung. Die Fazenda selbst vergrößerte sich Schritt für Schritt und dehnte sich am Ufer des Stromes bis zur Mündung des Nanay aus. Die Wohnung wurde zu einem stattlichen Hause umgeschaffen, mit einem Stockwerk übersetzt und mit einer Veranda umgeben; so lag sie halb versteckt unter prächtigen Bäumen, Mimosen, Sykomoren, Bauhinias und Paullinias, deren Stämme unter einem dichten Netze von Granaten, Bromelias mit scharlachrothen Blüten und regellos verschlungenen Lianen ganz verschwanden.

In einiger Entfernung, hinter riesigen Büschen und unter dem Dickicht baumartiger Pflanzen, erhoben sich die Baulichkeiten, in denen das Personal der Fazenda wohnte, das Gesindehaus, die Hütten der Neger und die karaïbischen Wohnzelte der Indianer. Von dem mit Rosen und Wasserpflanzen eingerahmten Stromufer aus sah man also nur das erste Haus.

Eine geräumige, längs der Lagunen gelegene Campine bot treffliches Weideland. Hier tummelten sich zahlreiche Thiere. Diese wurden zu einer neuen Quelle reichen Ertrages in diesen fruchtbaren Landstrichen, wo eine Heerde sich in vier Jahren verdoppelt und dabei doch zehn Procent Ertrag abwirft, nur aus dem Nebenverkaufe des Fleisches und der Häute der für den Bedarf der Züchter geschlachteten Thiere. Auf anderen gerodeten Stellen wurden einige »Sitios« oder Anpflanzungen von Manioc und Kaffee angelegt. Die Zuckerrohrfelder machten bald die Anlage eines Mühlenwerkes zur Zermahlung der Rohrstengel nothwendig, aus denen Melasse, Tafia und Rum gewonnen wurde. Kurz, zehn Jahre nach dem Eintritte Joam Garral's war die Farm bei Iquitos zu einer der reichsten Niederlassungen am oberen Amazonenstrome geworden, und

befand sich bei der sicheren Leitung durch den jungen Verwalter, der die Arbeiten im Inneren und die Geschäfte nach außen überwachte, noch immer in fortschreitendem Gedeihen.

Der Portugiese hatte nicht so lange gewartet, sich für Alles, was er Joam Garral verdankte, erkenntlich zu zeigen. Um ihn nach Gebühr zu belohnen, überließ er demselben zunächst einen Antheil an den Einkünften des Geschäftes; vier Jahre später machte er ihn zum wirklichen Theilhaber mit gleichen Rechten und gleichen Antheilen wie er selbst.

Seine Gedanken reichten aber noch weiter. Yaquita, seine Tochter, hatte ebenso wie er an dem schweigsamen, gegen Andere milden, gegen sich selbst strengen jungen Manne die liebenswürdigsten Eigenschaften des Geistes und Herzens bald genug erkannt. Sie liebte ihn; obwohl Joam aber gegenüber den Verdiensten und der Schönheit des munteren, thätigen Mädchens nicht unempfindlich blieb, so schien er doch, aus Stolz oder Schüchternheit, gar nicht daran zu denken, um ihre Hand anzuhalten.

Ein trauriger Unfall beschleunigte die Lösung dieser Frage.

Magelhaës wurde eines Tages beim Fällen eines Baumes von dem umstürzenden Stamme tödtlich verwundet. Fast bewegungslos nach der Farm zurückgebracht und im Vorgefühl seines nahen Endes ergriff er die Hand Yaquitas, die an seiner Seite weinte, legte sie in die Joam Garral's und verlangte von diesem einen Eid, daß er das Mädchen zum Weibe nähme.

»Du hast mein Glück begründet, sagte er, und ich werde nur dann ruhig sterben, wenn ich dieses Band geknüpft und die Zukunft meines Kindes gesichert weiß!

– Ich kann ja ihr ergebener Diener, ihr Bruder, ihr Beschützer bleiben, ohne deshalb ihr Gatte zu werden, hatte Joam Garral zuerst geantwortet. Ich verdanke Euch Alles, Magelhaës, und



werde das niemals vergessen, der Preis aber, mit dem Ihr meine Leistungen belohnen wollt, übersteigt deren Werth!«

Der Greis verharrte bei seinem Herzenswunsche. Der Tod gewährte ihm nicht lange Zeit zum Warten, er drängte zu einem Versprechen und erlangte dasselbe.

Yaquita zählte damals zweiundzwanzig Jahre, Joam Garral sechsundzwanzig. Beide liebten sich und vermählten sich einige Stunden vor dem Tode Magelhaës', der noch die Kraft fand, ihren Bund zu segnen.

In Folge dieser Ereignisse wurde Joam Garral im Jahre 1830 der neue Fazender von Iquitos, zur größten Befriedigung Aller, welche zum Personal der Farm gehörten. Die Wohlfahrt der ganzen Niederlassung konnte unter der Vereinigung beider leitenden Kräfte in einem Herzen nur gewinnen.

Ein Jahr nach der Verehelichung schenkte Yaquita dem Gatten einen Sohn, zwei Jahre nachher eine Tochter. Benito und Minha, die Enkel des alten Portugiesen, sollten ihres Großvaters, die Kinder ihrer Eltern würdig werden.

Das junge Mädchen war ein reizendes Geschöpf. Niemals verließ sie die Fazenda. Aufgewachsen in einer reinen und gefunden Umgebung, inmitten der herrlichen Natur der Tropenzone, genügte ihr die Erziehung, welche sie seitens der Mutter genoß, und der Unterricht, den sie vom Vater erhielt. Was hätte sie in einem Kloster von Manao oder Belem weiter lernen können? Wo hätte sie bessere Vorbilder aller weiblichen Tugenden vor Augen gehabt? Würde Geist und Herz sich bei ihr fern vom Vaterhause reifer und zarter entwickelt haben? Auch wenn das Schicksal ihr einst nicht bestimmte, ihrer Mutter in der Bewirthschaftung der Fazenda zu folgen, so fehlte ihr gewiß nichts, um jeder beliebigen Stellung gerecht zu werden.

Mit Benito lag die Sache anders. Sein Vater wünschte, daß er eine so gründliche und vielseitige Ausbildung erlangen sollte,

wie sie die großen Städte Brasiliens nur zu bieten vermöchten. Der reiche Fazender brauchte sich für seinen Sohn nichts zu versagen. Benito besaß glückliche Anlagen, einen offenen Kopf und schnelle Auffassungsgabe, neben Eigenschaften des Herzens, welche jenen des Geistes die Waage hielten. Mit dem zwölften Jahre wurde er nach Belem, der Hauptstadt der Provinz Para, gesendet und fand dort bei vortrefflichen Lehrern eine gründliche umfassende Ausbildung, die ihm später eine angesehene Stellung im Leben sichern mußte. In den Wissenschaften, wie in den Künsten blieb ihm nichts fremd. Er lernte, als ob das Vermögen seines Vaters nicht für ihn hingereicht hätte, auch ohne Arbeit zu leben. Er gehörte nicht zu Denen, welche sich einbilden, daß der Reiche müßig leben könne, sondern zu den thatkräftigen Naturen, die sich dieser natürlichsten aller Anforderungen nicht entziehen zu dürfen glauben, da nur die Arbeit den Menschen seines Namens würdig macht.

In den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Belem hatte Benito die Bekanntschaft Manoel Valdez' gemacht. Dieser junge Mann, der Sohn eines Kaufmannes in der Provinz Para, lag seinen Studien in derselben Anstalt ob, wie Benito. Die Uebereinstimmung ihrer Charaktere und ihre Neigungen verband sie sehr bald zu inniger Freundschaft und machte sie zu wahrhaft unzertrennlichen Kameraden.

Der im Jahre 1830 geborne Manoel war ein Jahr älter als Benito. Er besaß nur noch seine Mutter, die von einem bescheidenen, von ihrem seligen Manne hinterlassenen Vermögen lebte. Nach Vollendung seiner Vorbereitungsstudien widmete sich Manoel der Arzneiwissenschaft. Er hatte eine leidenschaftliche Liebe für diesen edlen Beruf und beabsichtigte, in Militärdienste zu treten, wozu er sich besonders hingezogen fühlte.

Zur Zeit, wo wir ihm mit seinem Freunde Benito begegneten, hatte er schon eine erste Anstellung und verweilte jetzt während eines Urlaubes in der Fazenda, wo er von jeher seine Ferien zuzubringen pflegte. Dieser junge Mann von hübschem Aeußeren, vornehmer Erscheinung und mit etwas angeborenem Stolze, der ihm recht gut anstand, verkehrte als ein zweiter Sohn, den Joam und Yaquita zur Familie rechneten. Machte ihn diese Eigenschaft als Sohn des Hauses zum Bruder Benitos, so erschien ihm dieser Name gegenüber Minha noch unzureichend, und bald verband er sich mit dem jungen Mädchen durch ein innigeres Band als das der Geschwisterliebe.

Im Jahre 1852 – von dem zu Anfang unserer Erzählung schon vier Monate verflossen waren – zählte Joam Garral achtundvierzig Jahre. Unter einem verzehrenden Klima, das so schnell den Körper abnutzt, hatte er durch seine Enthaltbarkeit in Genüssen jeder Art, durch strenge Lebensordnung und vernünftige Arbeit da Widerstand geleistet, wo Andere vor der Zeit erliegen. Die kurz geschnittenen Haare und der volle Bart färbten sich schon grau und verliehen ihm das Aussehen eines Puritaners. Die sprichwörtliche Ehrlichkeit der brasilianischen Kaufleute und Fazenders spiegelte sich in seiner Erscheinung wieder, deren hervorragendster Zug die Geradheit seines Charakters war. Wenn auch von ruhigem Temperamente, erkannte man in ihm doch ein inneres Feuer, das nur sein fester Wille niederzuhalten vermochte. Die Klarheit seines Blickes verrieth eine bewußte Kraft, an die er gewiß niemals vergeblich appellirte, wenn es galt, mit seiner Person einzutreten.

Und dennoch konnte man an diesem ruhigen Manne, dem Alles im Leben nach Wunsch gegangen zu sein schien, eine gewisse Traurigkeit nicht verkennen, welche selbst Yaquitas Zärtlichkeit nicht zu besiegen im Stande war.

Warum dieser von Allen hochgeachtete Mann, der sich in den glücklichsten Verhältnissen befand, das nicht auch äußerlich zeigte, warum er seine volle Befriedigung nur in dem Glücke Anderer finden konnte, ob vielleicht ein geheimer Kummer an seiner Seele nagte – das waren Fragen, die sich seine Gattin oft voller Besorgniß vorlegte.

Yaquita war jener Zeit vierundvierzig Jahre alt. Hier in dem Tropenlande, wo andere Frauen schon mit dreißig Jahren gealtert aussehen, hatte auch sie von Einflüssen des Klimas verhältnißmäßig wenig gelitten. Ihre etwas härter gewordenen, aber doch noch hübschen Züge zeigten den stolzen Typus der portugiesischen Race, in welcher ein schönes Gesicht sich so glücklich mit einer edlen Seele paart.

Der einundzwanzigjährige Benito mit seinem lebhaften, zu raschem Handeln geneigten Charakter, unterschied sich darin von seinem ernsteren, mehr überlegten Freunde Manoel. Für Benito war es eine große Freude gewesen, nach einjähriger Abwesenheit in Belem, so fern von der Fazenda, mit seinem jungen Freunde in das elterliche Haus zurückgekehrt zu sein, Vater, Mutter und Schwester wiedergesehen zu haben und sich, bei seiner Vorliebe für die Jagd, inmitten der prächtigen Wälder des oberen Amazonenstromes zu befinden, deren Geheimnisse der Mensch noch nach langen Jahren nicht vollständig entschleiert haben wird.

Minha zählte damals zwanzig Jahre und war ein reizendes junges Mädchen, brünett mit großen, blauen Augen, mit Augen, aus denen man in ihrer Seele lesen konnte. Von mittlerer Größe, schöner Figur und voll natürlicher Grazie, erinnerte sie lebhaft an das Bild Yaquitas. Etwas ernster als ihr Bruder, aber gut, mitleidig und wohlwollend, war sie geliebt von Allen, die mit ihr in Berührung kamen, was ohne Zweifel auch die niedrigsten Diener der Fazenda bestätigt hätten. Manoel Valdez, den Freund ihres Bruders, hätte man freilich

nicht fragen dürfen, »wie er sie finde.« Dieser war dabei zu sehr interessiert, um eine unparteiische Antwort geben zu können.

Das Bild der Familie Garral wäre noch nicht vollendet und es würden ihm einige nicht unwichtige Züge fehlen, wenn das zahlreiche Personal der Fazenda hier keine Erwähnung fände.

Zuerst ist da eine alte, sechzigjährige Negerin zu nennen, Cybele, welche zwar frei war nach dem Willen ihres Herrn, aus Liebe zu ihm und den Seinigen aber Sklavin blieb. Das war Yaquitas Amme gewesen. Sie gehörte gänzlich zur Familie und duzte Mutter und Tochter. Das ganze Leben des guten Geschöpfes hatte sich in diesen Feldern, in den Wäldern auf diesen Ufern des Stromes, welche den Horizont der Farm begrenzten, abgespielt. Nach Iquitos war sie zur Zeit gekommen, als noch der Handel mit Negern im Schwunge war, hatte das Dorf niemals verlassen, sich daselbst verheiratet und als sie, frühzeitig verwitwet, ihren einzigen Sohn verloren, war sie in Magelhaës' Dienst verblieben. Von dem Amazonenstrome kannte sie nicht mehr, als das Stück, das vor ihren Augen vorüberfloß.

Neben ihr, und vorzüglich zur Pflege Minhas, befand sich eine hübsche, lachlustige Mulattin, in gleichem Alter mit dem jungen Mädchen, welche ihrer Herrin unendlich ergeben war. Diese hieß Lina. Sie gehörte zu den artigen, etwas verwöhnten Naturen, denen man eine gewisse Vertraulichkeit gern nachsieht, weil sie auf der anderen Seite ihre Herrinnen geradezu verehren. Lebhaft, keine Minute ruhig, anhänglich und schmeichlerisch zugleich, war ihr im Hause so gut wie Alles erlaubt.

Von anderen Dienern gab es zweierlei: Indianer, etwa hundert, welche für Lohn zu den Arbeiten in der Fazenda gedungen waren, und Schwarze, ungefähr noch einmal so viel, die zwar noch nicht eigentlich frei waren, deren Kinder aber

nicht mehr als Sklaven geboren wurden. Joam Garral ging auf diesem Wege der brasilianischen Regierung voraus. Hier zu Lande wurden übrigens die von Benguela, Congo und der Goldküste herstammenden Neger meist besser behandelt als anderswo, und in der Fazenda von Iquitos hätte man vergeblich nach solch' traurigen Beispielen unmenschlicher Grausamkeit geforscht, wie sie in fremden Niederlassungen so häufig vorkamen.

## **Viertes Capitel**

### *Bedenklichkeiten*

Manoel liebte die Schwester seines Freundes Benito, und das junge Mädchen erwiderte seine Zuneigung. Beide hatten sich schätzen gelernt und waren in der That einander würdig.

Als er über Minhas Gefühle keine Zweifel mehr hegen konnte, hatte Manoel sich zuerst Benito offenbart.

»Liebster Manoel, so lautete darauf die Antwort des leichterregbaren jungen Mannes, das ist ja ein prächtiger Gedanke von Dir, meine Schwester heiraten zu wollen! Laß' mich nur machen! Ich werde zunächst mit unserer Mutter sprechen und glaube Dir vorhersagen zu können, daß deren Zustimmung nicht lange auf sich warten lassen wird!«

Eine halbe Stunde später war das schon geschehen. Benito hatte seiner Mutter ja keine überraschende Neuigkeit mitzutheilen; die gute Yaquita hatte längst in den Herzen der beiden jungen Leute gelesen.

Zehn Minuten später stand Benito seiner Schwester Minha gegenüber. Wir müssen gestehen, daß es auch hier seinerseits keines großen Aufwandes von Beredtsamkeit bedurfte. Bei den ersten Worten schon hatte das liebe Kind das Haupt auf die Schulter des Bruders geneigt und aus innerstem Herzen die Worte hervorgestammelt: »Ach, wie glücklich ich bin!«

Die Antwort überholte fast die Frage, sie sagte Alles. Benito verlangte auch gar nicht mehr.

Ueber die Zustimmung Joam Garral's konnte ein Zweifel wohl nicht aufkommen. Wenn Yaquita und deren Kinder ihm

nicht sofort von dieser geplanten Verbindung sprachen, so kam das daher, daß sie bei Gelegenheit dieser Heirat auch eine andere Frage mit lösen wollten, welche eher einige Schwierigkeiten bereiten konnte, die nämlich, wegen des Ortes, wo die Vermählung stattfinden sollte.

Ja, wo sollte diese vor sich gehen? Etwa in der bescheidenen Dorfhütte, welche als Kirche diente? Warum nicht? Joam und Yaquita hatten ja eben da früher den Segen des Padre Passanha, des damaligen Seelsorgers der Parochie von Iquitos, empfangen. Jener Zeit, wie auch noch heute, fiel in Brasilien der civile Trauungsact mit dem kirchlichen zusammen und die Kirchenbücher einer Mission genügten, die Rechtsgiltigkeit einer Ehe zu bekräftigen, welche vor keinem Civilbeamten geschlossen worden war.

Joam Garral's Wunsch wäre jedenfalls dahin gegangen, die Hochzeit im Dorfe Iquitos zu feiern und zu derselben das ganze Personal der Fazenda zu vereinigen; ein solcher Gedanke sollte freilich sehr hartnäckigen Widerspruch erfahren.

»Wenn es nach mir ginge, lieber Manoel, hatte das junge Mädchen zu ihrem Verlobten geäußert, so würde unsere Hochzeit nicht hier, sondern in Para gefeiert werden. Deine Mutter ist leidend und kann nicht nach Iquitos kommen; ich möchte aber nicht ihre Tochter werden, ohne sie zu kennen und von ihr gekannt zu sein. Meine Mutter denkt hierüber ganz so wie ich. Wir werden uns deshalb bemühen, den Vater dazu zu bewegen, daß er uns nach Belem (der andere Name für Para) zu Derjenigen führt, deren Haus bald auch das meine sein soll. Stimmt Du damit überein?«

Manoel antwortete Minha auf diese Frage mit einem herzlichen Druck der Hand. Auch sein sehnlichster Wunsch war es ja, seine geliebte Mutter bei der Feier seiner Vermählung anwesend zu wissen. Benito war mit dem Projecte von vornherein einverstanden, und es handelte sich also nur



noch darum, auch Joam Garral dafür zu gewinnen. Eben an jenem Tage, wo wir ihnen begegneten, waren die beiden jungen Leute zur Jagd gegangen, um Yaquita mit ihrem Gatten allein zu lassen.

Joam Garral war gerade in's Haus zurückgekehrt und hatte sich auf einem Sopha aus geflochtenen Bambusstäben ausgestreckt, als Yaquita, offenbar ein wenig erregt, neben ihm Platz nahm.

Joam darüber aufzuklären, welche Gefühle Manoel für ihre Tochter hegte, das machte ihr zwar keine Sorge. Minhas Lebensglück erschien durch diese Verbindung vorzüglich gesichert, und Joam schätzte sich gewiß selbst glücklich, diesen neuen Sohn, dessen ausgezeichnete Eigenschaften er schon längst kannte, in seine Arme zu schließen. Ihren Gatten aber zum Verlassen der Fazenda zu bestimmen, das war – Yaquita wußte es im Voraus – der einzige schwierige Punkt der Frage.

Seit Joam Garral noch jung an Jahren in's Land gekommen war, hatte er sich niemals, auch nicht einen einzigen Tag von hier entfernt. Obwohl der Anblick des Amazonenstromes mit seinen friedlichen, nach Osten dahinziehenden Wogen ihn täglich einzuladen schien, seinem Laufe zu folgen, obwohl Joam Jahr für Jahr ganze Züge Holz nach Manao, Belem und nach dem Küstenlande von Para absendete, und obwohl er jedes Jahr Benito nach Ablauf der Ferien abreisen sah, um zu den Studien zurückzukehren, so schien ihm doch nie der Gedanke gekommen zu sein, diesen einmal zu begleiten.

Die Erzeugnisse der Farm, wie die Producte der Wälder und der Haide lieferte der Fazender an Ort und Stelle. Man hätte sagen können, daß er den Horizont, der dieses Eden, in welchem sich sein Leben concentrirte, abschloß, niemals weder mit dem Gedanken noch mit dem Blicke habe überschreiten wollen.

Hatte Joam Garral nun die brasilianische Grenze seit fünfundzwanzig Jahren nicht überschritten, so folgt fast von selbst daraus, daß auch seine Gattin und seine Tochter den Boden des Nachbarlandes noch niemals betreten hatten, obschon sie mehr als einmal das Verlangen verspürten, dieses schöne Land, von dem ihnen Benito bei seinen Ferienbesuchen so viel erzählte, ein wenig näher kennen zu lernen. Yaquita hatte diesen Wunsch ihrem Gatten gegenüber auch schon zwei- oder dreimal verlauten lassen, dabei aber die Beobachtung gemacht, daß der Gedanke, die Fazenda, und wäre es nur für wenige Wochen, zu verlassen, dessen Stirn stets noch mehr verdüsterte. Seine Augen verschleierten sich dann und er sagte mit dem Tone eines sanften Vorwurfs:

»Warum wollen wir aus unserem Hause gehen? Sind wir hier nicht glücklich genug?«

Yaquita gewann es dann nicht über sich, gegenüber diesem Manne voll sorgender Güte und immer gleich bleibender Zärtlichkeit auf ihrem Wunsche zu bestehen.

Diesesmal hatte sie freilich einen wichtigen Grund dafür beizubringen. Die Verheiratung Minhas bot eine ganz ungezwungene Gelegenheit, das junge Mädchen nach Belem, wo sie mit ihrem Gatten wohnen sollte, zu begleiten.

Dort erst sollte sie ja die Mutter Manoel Valdez' sehen, das heißt diese lieben lernen. Konnte Joam Garral wohl einen so berechtigten Wunsch abschlagen?

Und wenn ihn das nicht bestimmte, sollte er wie sie selbst nicht wenigstens das Verlangen theilen, die Frau kennen zu lernen, welche ihrem Kinde die zweite Mutter sein sollte?

Yaquita hatte die Hand ihres Mannes ergriffen und wendete sich mit jener zärtlichen Stimme, welche ihm die einzige Musik in seinem Leben gewesen war, an den rastlosen Arbeiter.

»Joam, begann sie, ich möchte mit Dir über eine Angelegenheit sprechen, deren Erledigung wir sehnlichst wünschen und welche Dich sicherlich ebenso glücklich machen wird, wie wir, Deine Kinder und ich, es schon sind.

– Was meinst Du, Yaquita? fragte Joam.

– Manoel liebt unsere Tochter, wird von ihr auch wieder geliebt, und in ihrer Vereinigung werden sie das Glück finden...«

Bei Yaquita's ersten Worten hatte sich Joam erhoben und konnte eine tiefgehende Erregung nicht ganz verbergen. Gleich darauf senkten sich seine Augen so, als ob er dem Blicke seiner Frau ausweichen wollte.

»Was ist Dir, Joam? fragte diese.

– Minha?... Sich verheiraten?... murmelte Joam.

– Liebster Mann, fuhr Yaquita ängstlichen Herzens fort, solltest Du gegen diese Verbindung etwas einzuwenden haben? Hast Du nicht schon seit längerer Zeit die Gefühle Manoels für unser Kind errathen?

– Ja freilich... seit einem Jahre!...« Darauf setzte sich Joam wieder nieder, ohne seinen Gedanken ganz auszusprechen. Mit energischer Willensanstrengung war er seiner wieder Herr geworden. Der unerklärliche Eindruck, den die Nachricht zuerst auf ihn gemacht, war verwischt. Langsam suchten seine Augen wieder die Yaquitas und nachdenklich blickte er dieselbe an.

Yaquita ergriff seine Hand.

»Lieber Joam, sagte sie, sollte ich mich doch getäuscht haben? Wäre der Gedanke Dir niemals gekommen, daß diese Heirat einst in Aussicht stand und unserer Tochter alle Bedingungen eines gesicherten Lebensglückes bieten würde?

– O, gewiß... gab Joam zur Antwort... alle, alle!... Ohne Zweifel!. Indeß, Yaquita, diese Hochzeit, die wir Alle im

Geiste voraussehen, ja, wann soll sie stattfinden?... Schon in nächster Zeit?

– Darüber hast Du allein zu entscheiden, Joam.

– Und wo soll sie gefeiert werden... hier in Iquitos?«

Diese Frage bot Yaquita die gewünschte Gelegenheit, den zweiten Punkt, der ihr am Herzen lag, zur Sprache zu bringen. Sie that das immerhin mit einigem Zögern.

»Joam, begann sie nach kurzem Stillschweigen, höre mich einmal recht ruhig an. Gerade bezüglich der Feier dieser Hochzeit möchte ich Dir einen Vorschlag machen, dem Du hoffentlich zustimmst. Zwei bis drei Mal während zwanzig Jahren habe ich Dich gebeten, uns, mich und unsere Tochter, einmal nach den Provinzen des unteren Amazonasstromes und nach Para zu führen, wohin wir noch nicht gekommen sind. Die Verwaltung der Fazenda, die Arbeiten, welche Deine persönliche Anwesenheit hier erheischen, haben Dich bisher verhindert, unseren Wunsch zu erfüllen. Ich gebe zu, es hätte Dir geschäftlich von Schaden sein können, wenn Du Dich auch nur auf wenige Tage von hier entfernst. Jetzt aber, wo Dein Streben mit überraschend reichem Erfolge gekrönt worden ist, könntest Du Dir, wenn auch die Zeit der Ruhe noch nicht gekommen ist, doch einmal einige Wochen Zerstreuung und Erholung von der Arbeit gönnen!«

Joam Garral antwortete nicht; Yaquita fühlte aber, wie seine Hand in der ihrigen zitterte, als quäle ihn ein innerer Schmerz. Trotzdem spielte ein leises Lächeln um die Lippen des Gatten, das sie zu ermutigen schien, sich vollständig auszusprechen.

»Joam, fuhr sie fort, hier bietet sich eine Gelegenheit, die sich in unserem Leben nicht mehr wiederholt. Minha wird sich weit von hier verheiraten, sie wird uns verlassen! Sieh, das ist der erste Kummer, den das Kind uns bereitet, und es lastet mir schwer genug auf dem Herzen, wenn ich an diese bevorstehende Trennung denke. Wie glücklich würde ich sein,

sie bis Belem begleiten zu können! Erscheint es Dir nicht ebenfalls wünschenswerth, daß wir die Mutter ihres zukünftigen Gatten kennen lernen, die Frau, welche später unsere Stelle bei ihr einnehmen soll, der wir unser Herzblatt anvertrauen? Hierzu kommt noch, daß Minha sich nur ungern fern von ihr vermählen möchte. Hätte Deine Mutter zur Zeit unserer Vereinigung noch gelebt, würdest Du nicht gewünscht haben, diesen wichtigen Schritt unter ihren Augen zu thun?«

Bei diesen Worten Yaquitas durchlief Joam noch einmal eine Bewegung, die er nicht zu unterdrücken vermochte.

»Wie würde es mich entzücken, nahm Yaquita wieder das Wort, mit Minha, mit unseren beiden Söhnen, Benito und Manoel, und mit Dir Brasilien zu sehen und den herrlichen Strom hinabzufahren, bis zu den fernsten Küstenprovinzen! Mir scheint, da unten wird die Trennung weniger schmerzlich für uns sein! Nach der Heimkehr könnte ich meine Tochter doch im Geiste walten sehen in dem Heim, wo ihre zweite Mutter sie erwartet; ich würde sie nicht im Ungewissen suchen und an den Vorgängen in ihrem Leben innigeren Antheil nehmen können!«

Jetzt hatte Joam die Augen fest auf sein Weib gerichtet und sah Yaquita lange Zeit an, ohne ein Wort zu sprechen.

Was mochte da in ihm vorgehen? Warum zögerte er, einem an und für sich so gerechtfertigten Wunsche nachzugeben und ein »Ja!« zu sagen, das allen den Seinen eine so ersehnte Freude bereiten mußte?

Die Sorge um seine Geschäftsangelegenheiten konnte dafür nicht als stichhaltiger Grund gelten. Eine Abwesenheit von wenigen Wochen war nach dieser Seite ohne besondere Bedeutung. Sein Oberaufseher war gewiß im Stande, in der Fazenda so lange seine Stelle zu vertreten. Yaquita hatte die Hand ihres Mannes mit beiden Händen umfaßt und drückte sie zärtlich.

»Lieber Joam, begann sie noch einmal, es ist ja keine Laune von mir, der ich Dich zu beugen bitte. Gewiß! Ich habe lange Zeit darüber nachgedacht, bevor ich Dir diesen Vorschlag zu machen unternahm; doch wenn Du zustimmst, wird mir ein lange gehegter sehnlicher Wunsch in Erfüllung gehen! Unsere Kinder wissen von dem Schritte, den ich eben bei Dir thue. Minha, Benito, wie Manoel bitten um das Glück, daß wir sie begleiten! Wir Alle würden die Hochzeit auch lieber in Belem feiern als in Iquitos. Für unsere Tochter, für ihre Einführung und die Stellung, die sie in Belem erwartet, kann es nur von Vortheil sein, wenn man sie dort mit ihren Angehörigen eintreffen sieht, und sie wird sich gewiß weniger fremd fühlen in der Stadt, wo der größte Theil ihres Lebens verfließen soll!«

Joam Garral hatte sich aufgestützt. Er verbarg eine kurze Zeit das Gesicht in den Händen, wie ein Mann, der sich sammeln will, bevor er antwortet. In ihm regte sich offenbar noch ein Zweifel, gegen den er ankämpfte, eine Erregung, welche seine Gattin zwar errieth, aber nicht erklären konnte. Hinter dieser nachdenklichen Stirn wogte gewiß noch ein ganzes Heer von Gedanken hin und her. Yaquita ward fast selbst dabei unruhig und machte sich leise Vorwürfe, diese Frage berührt zu haben. Jedenfalls war sie entschlossen, sich dabei zu bescheiden, was Joam für gut finden würde. Wenn die Abreise ihm so viel kostete, sollten alle ihre Wünsche schweigen und gelobte sie sich, niemals von einem Verlassen der Fazenda zu sprechen. Niemals auch wollte sie ihn über die Ursache dieser unerklärlichen Weigerung befragen.

So verstrichen einige Minuten. Joam Garral war wieder aufgestanden. Ohne sich umzukehren, ging er bis zur Thür. Es schien, als wolle er zum letzten Male einen Blick werfen auf die schöne Natur, auf den Erdwinkel, in dem er seit über zwanzig Jahren sein ganzes Glück gefunden und verborgen hatte.

Dann kam er langsamen Schrittes zu seiner Frau zurück. Sein Gesicht belebte ein anderer Ausdruck; der eines Mannes, der, wenn auch schwer, zu einem Entschlusse gelangt ist und der alles Zweifeln und Zaudern hinter sich hat.

»Du hast Recht! redete er Yaquita mit fester Stimme an. Diese Fahrt ist nothwendig! Wann willst Du, daß wir abreisen?

– Ach Joam, lieber Herzens-Joam, rief Yaquita ganz außer sich vor Freude, nimm meinen Dank, nimm auch den Dank der Kinder!«

Freudenthränen perlten ihr aus den Augen, während ihr Gatte sie zärtlich an's Herz drückte.

Da hörte man von draußen an der Thür der Wohnung lustige Stimmen.

Gleich darauf erschien Manoel und Benito auf der Schwelle, fast gleichzeitig mit Minha, welche eben aus ihrem Zimmer kam.

»Der Vater ist einverstanden, meine Kinder! rief Yaquita. Wir reisen Alle nach Belem!«

Mit ernstem Gesicht und ohne selbst ein Wort zu sagen, nahm Joam Garral den Dank seines Sohnes entgegen und empfing die zärtlichen Küsse seiner Tochter.

»Und wann, lieber Vater, fragte Benito, meinst Du, daß die Hochzeit vor sich gehen soll?

– Wann?... erwiderte Joam.... wann?... Nun, das wird sich finden! Das bestimmen wir in Belem!

– O, wie glücklich, wie selig ich bin! jauchzte Minha, ganz wie an dem Tage, als Manoel um sie warb. Wir werden also den Amazonenstrom sehen in all' seiner Pracht, auf dem ganzen Laufe durch die Gebiete Brasiliens! Ach, Dank, liebster Vater, tausend, tausend Dank!«

Die junge Enthusiastische, deren Einbildung schon die Flügel ausbreitete, lief zu ihrem Bruder und zu Manoel.

»Nun schnell zur Bibliothek! rief sie. Holen wir alle Bücher, alle Karten, die uns über dieses herrliche Strombecken Auskunft geben können. Wir wollen nicht als Blinde reisen! Ich will Alles wissen, Alles sehen über diesen König der Flüsse unserer Erde!«



## Fünftes Capitel

### *Der Amazonasstrom*

»Der größte Fluß der ganzen Welt!« sagte am folgenden Tage Benito zu Manoel Valdez.

Beide saßen eben an der Südgrenze der Fazenda am Uferabhang und betrachteten die aus der Andenkette herkommende Wassermasse, welche sich hier langsam dahinwälzte, um sich nach einem Laufe von achthundert Meilen im Atlantischen Ocean zu verlieren.

»Und derjenige Strom, welcher dem Meere die beträchtlichste Wassermenge zuführt! setzte Manoel jenen Worten hinzu.

– Eine so beträchtliche, fuhr Benito fort, daß jenes noch sehr weit von dessen Mündung keinen Salzgehalt aufweist und Schiffe in der Entfernung von vierundzwanzig Meilen aus ihrem Kurse getrieben werden.

– Ein Fluß, dessen Lauf sich über eine Strecke von dreißig Längengraden ausdehnt.

– Und in einem Becken, das von Norden nach Süden nicht weniger als fünfundzwanzig Grad mißt.

– Ein Becken! rief Benito, ist sie ein Becken zu nennen, diese ungeheure Ebene, durch welche der Riese unter den Flüssen strömt, diese Savanne, welche sich auf unsichtbare Ferne hinausstreckt, ohne einen Hügel, um von einer Steigung derselben sprechen zu können, ohne einen Berg, der dieselbe am Horizonte begrenzte?

– Und in seiner ganzen Ausdehnung, fuhr Manoel fort, gleich den tausend Fühlfäden eines gigantischen Cephalopoden, zweihundert, von Norden oder Süden herzuströmende Nebenflüsse, jeder derselben gespeist von zahlreichen Armen, neben welchen die Ströme Europas nur wie Bäche erscheinen!

– Eine Wasserader, in der fünfhundertsechzig Inseln – die Eilande ungezählt, welche theils mitten im Flußbette liegen, theils nur durch die Fluthen vom Ufer abgerissen wurden – einen Archipel bilden, aus dem man allein schon ein Königreich machen könnte!

– Und zu seinen Seiten Kanäle, Lagunen und Seen, wie man sie weder in der Schweiz, der Lombardei, noch in Schottland oder Canada wiederfindet!

– Ein Strom, der mit seinen Zuflüssen binnen einer Stunde nicht weniger als zweihundertfünfzig Millionen Kubikmeter Wasser in den Atlantischen Ocean entleert!

– Ein Strom, der die Grenze zweier Republiken bildet und sich majestätisch durch das größte Reich Südamerikas dahinwälzt, als wäre es der Stille Ocean selbst, der sich hier durch einen Kanal in den Atlantischen Ocean ergösse!

– Und durch welche Mündung! Ein Meeresarm, in dem eine Insel, Marajo, einen Umfang von mehr als fünfhundert Meilen aufweist!...

– Und dessen Wassermassen der Ocean nicht anders zurückdrängen kann, als durch einen fürchterlichen Kampf zur Zeit des Neu- und Vollmondes, durch die bekannte »Pororoca«, eine Springfluthwelle, gegenüber der alle ähnlichen Erscheinungen in den anderen Flüssen nur wie kleine Wellen erscheinen, welche sich unter sanfter Brise kräuseln!

– Ein Strom, zu dessen Bezeichnung kaum drei Namen ausreichen und den Schiffe mit dem größten Tonnengehalt von seiner Mündung aus fünftausend Kilometer weit hinaussegeln können, ohne ihre Ladung zu vermindern!

– Ein Strom, der durch sich selbst und durch seine Nebenflüsse und deren Verzweigungen dem Handel eine Wasserstraße durch den ganzen Norden Südamerikas bietet, welche sich vom Magdalena bis zum Ortequaza, von diesem zum Caqueta, vom Caqueta bis zum Putumayo und von letztgenanntem bis zum eigentlichen Amazonasstrom erstreckt! Viertausend Meilen Wasserstraße, welche nur die Anlegung weniger Kanäle erforderte, um durch das ganze ungeheure Netz hin schiffbar zu werden!

– Wahrlich das wunderbarste und ausgedehnteste hydrographische System, welches die Erde bietet!«

Die beiden jungen Leute sprachen in einer Art Verzückerung über den unvergleichlichen Strom. Sie waren ja eigentlich Kinder desselben, des Amazonas, dessen Nebenflüsse »Wege darstellen, welche gehen« und sich durch ganz Bolivia, Peru, Ecuador, Neu-Granada, Venezuela und durch das englische, französische, holländische und brasilianische Guyana verbreiten.

Wie viel Völker, wie viel Racen giebt es, deren Ursprung sich in altersgrauen Zeiten verliert! Ganz ähnlich ergeht es den großen Strömen des Erdballes. Ihre wirkliche Quelle entzieht sich zum Theile noch immer jeder Nachforschung. Meist streiten mehrere Staaten um die Ehre, ihre Wiege zu bilden. Der Amazonasstrom macht von diesem Gesetz keine Ausnahme Peru, Ecuador und Columbia haben sich lange Zeit um diese glorreiche Vaterschaft gestritten.

Heute erscheint es ziemlich zweifellos, daß der Amazonasstrom in Peru entspringt, und zwar in dem zur Intendanz von Tarma gehörigen Districte Huanaco, wo er, zwischen dem elften und zwölften Grade südlicher Breite, aus dem Lauricocha-See abfließt. Wer aber behauptet, daß er in Bolivia und zwar aus den Bergen beim Titicaca-See herrühre, der müßte nachweisen, daß der wirkliche Quellstrom des

Amazonenstromes der Ucayali wäre, der aus der Vereinigung des Para und des Apurimac entsteht; diese Ansicht kann jedoch nicht mehr als begründet erachtet werden.

Beim Austritt aus dem Lauricocha-See wendet sich der Fluß auf einer Strecke von fünfhundertsechzig Meilen nach Nordosten und nimmt erst nach der Verbindung mit einem mächtigen Zuflusse, dem Panta, eine östliche Richtung an. Auf columbischem und peruanischem Gebiete heißt er bis zur Grenze Brasiliens Marañon oder vielmehr Maranhao, denn Marañon ist nur der gallisirte portugiesische Name. Von der Grenze Brasiliens bis Manao, wo sich der prächtige Rio Negro in denselben ergießt, nimmt er nach den Solimac-Indianern, von denen sich in den Ufergebieten noch einige Ueberreste vorfinden, den Namen Solimaës oder Solimoens an. Von Manao bis zum Meere heißt er dann Amasenas oder Fluß der Amazonen, ein Name, der von Spaniern herrührt, von Nachkömmlingen jenes Abenteurers Orellana, dessen enthusiastische, wenn auch nicht glaubhafte Schilderungen den Gedanken erweckten, es siedle am Rio Nhamunda, einem kleinen Nebenarme des großen Stromes, ein ganzer Stamm kriegerischer Frauen, was er aus der Aehnlichkeit jenes Namens mit unserem Worte »Amazonen« herleitete.

Schon in der Nähe seines Ursprunges kann man erkennen, daß sich der Amazonenstrom zu einem bedeutenden Wasserlaufe entwickeln werde. Seinen Lauf hemmen keinerlei Hindernisse von der Quelle ab bis zu jenem Punkte, wo er, etwas eingeengt, zwischen zwei ungleich hohen Felsenketten dahinrauscht. Wasserfälle bildet er erst an der Stelle, wo er direct nach Osten abbiegt, während er die mittlere Bergkette der Anden durchbricht. Hier finden sich mehrere Katarakte, ohne welche er von der Mündung bis zur Quelle schiffbar wäre. Jedenfalls ist er, wie schon Humboldt bemerkte, zu vier Fünftel seines Laufes für den Schiffsverkehr geeignet.

Von Anfang an fehlt es ihm auch nicht an Zuflüssen, welche wiederum durch eine große Anzahl Nebenflüsse gespeist werden. Dazu gehört z. B. auf der linken Seite, der von Norden herströmende Chinchipe; auf der rechten, der von Südosten kommende Chachapuyas, ferner links der Marona und Pastuca, und zur Rechten der Guallaga, der sich in der Nähe der Mission de la Laguna in denselben ergießt. Von links her kommen weiter der Chambyra und der Tigré von Nordosten, von rechts der Huallaga, der zweitausendachthundert Meilen vom Atlantischen Ocean in denselben mündet und auf dem Fahrzeuge noch zweihundert Meilen weiter bis in's Herz von Peru gelangen können. Zur Rechten endlich, nahe den Missionen von San Joachim d'Omaguas, vereinigt sich mit ihm, nachdem er seine majestätischen Wassermassen durch die Pampas von Sacramento dahingewälzt hat, der herrliche Ucayali, an der Stelle, wo das obere Becken des Amazonenstromes endigt, eine gewaltige Wasserader, genährt von den zahllosen Zuflüssen aus dem Chucuito-See im Nordosten von Arica.

Das sind die Hauptflüsse oberhalb des Dorfes Iquitos. Stromabwärts werden diese Nebenarme so mächtig, daß die Betten der europäischen Flüsse viel zu eng wären, um dieselben aufzunehmen. Diese Nebenarme wollte Joam Garral und seine Angehörigen aber bei Gelegenheit ihrer Thalfahrt auf dem Amazonenstromen wenigstens an deren Mündung selbst kennen lernen.

Zu den Reizen jenes Stromes ohne Gleichen, der das schönste Land der Erde bewässert, wobei er sich immer wenige Grade unterhalb des Aequators hält, tritt noch eine Eigenschaft hinzu, deren sich weder der Nil, noch der Mississippi, oder der Livingstone, der frühere Congo-Zaire-Lualaba, rühmen kann. Man weiß jetzt, trotz der gegentheiligen Behauptung früherer, offenbar schlecht unterrichteter Reisender, daß der

Amazonenstrom einen sehr gesunden Theil Südamerikas durchläuft. Der Ostpassat streicht frei durch sein ganzes Becken hin. Letzteres besteht eben nicht aus einem, zwischen hohen Bergen eingezwängten Thale, sondern aus einer weiten Ebene von dreihundertfünfzig Meilen Durchmesser von Norden nach Süden, auf der sich kaum einzelne Hügel erheben und welche den Luftströmungen also keinerlei Hindernisse bietet.

Professor Agassiz erhebt mit vollem Rechte Einspruch gegen die angebliche Insalubrität des Klimas eines Landes, welches voraussichtlich bestimmt ist, der Mittelpunkt einer höchst umfänglichen Handelsbewegung zu werden. Seiner Angabe nach »macht sich hier stets ein leichter, angenehmer Lufthauch bemerkbar, der die Verdunstung wesentlich befördert, wodurch die Temperatur sich ermäßigt und der Erdboden eine zu hohe Wärme nicht annehmen kann. Die Beständigkeit dieses erfrischenden Luftzuges, macht das Klima des Amazonenstromes angenehm und selbst geradezu erquickend.«

Auch Abbé Durand, ein früherer Missionär in Brasilien, bestätigt, daß die Temperatur, wenn sie auch niemals unter 25° Celsius herabgeht, doch auch auf der anderen Seite 34° nicht übersteigt, was für das ganze Jahr eine Mitteltemperatur von 28 bis 29°, mit Schwankungen von 8 bis 9° ergäbe. Mit Zugrundelegung derartiger Zeugnisse darf man also behaupten, daß das Becken des Amazonenstromes sich von den glühend heißen Gebieten Asiens und Afrikas unter gleichen Breiten sehr zu seinem Vortheile unterscheidet.

Die weite Ebene, welche dasselbe bildet, steht überall dem Winde offen, der vom Atlantischen Ocean herüberweht.

Auch die Provinzen, denen der Strom seinen Namen verlieh, haben unstreitig das Recht, sich als die gesündesten eines Landes zu bezeichnen, welches schon an und für sich eines der schönsten der Erde ist. Man darf auch keineswegs glauben, daß

das hydrographische System des Amazonasstromes nicht bekannt wäre. Im sechzehnten Jahrhundert schon fuhr Orellana, Lieutenant bei dem Einen der Gebrüder Pizarro, den Rio Negro hinab, ging im Jahre 1540 auf den großen Strom über, drang ohne Führer durch dessen unbekannte Gebiete vor und erreichte die Mündungen desselben nach achtzehnmonatlicher Schifffahrt, welche er in einer köstlichen Schilderung verewigt hat.

In den Jahren 1636 und 1637 segelte der Portugiese Pedro Tejeira mit einer aus siebenundvierzig Piroguen bestehenden Flottille den Amazonasstrom hinauf bis zum Napo.

Im Jahre 1743 trennte sich La Condamine, nach vollendeter Messung eines Meridianbogens am Aequator, von seinen Gefährten Bouguer und Godin des Odonais, schiffte sich auf dem Chinchipe ein, segelte diesen bis zum Zusammenfluß mit dem Marañon hinab, erreichte die Mündung des Napo am 31. Juli, gerade zur Zeit, um den Austritt des ersten Satelliten des Jupiter aus dem Schatten des Planeten zu beobachten – was diesem Humboldt des 18. Jahrhunderts Gelegenheit bot, die geographische Länge und Breite dieses Punktes genau zu eruiren – besuchte dann die Ortschaften auf beiden Ufern und traf am 6. September bei dem Fort Para ein. Diese ungeheure Reise lieferte höchst wichtige Ergebnisse. Es wurde durch dieselbe nicht allein der Lauf des Amazonasstromes wissenschaftlich festgestellt, sondern auch die Vermuthung, daß er mit dem Orinoco in Verbindung stehe, fast zur Gewißheit erhoben.

Fünzig Jahre später vervollständigten Humboldt und Bonpland die schönen Arbeiten La Condamine's, indem sie eine Karte des Marañon bis zum Rio Napo aufnahmen.

Seit dieser Zeit ist sowohl der Amazonasstrom selbst, wie seine bedeutendsten Nebenflüsse fortwährend besucht und erforscht worden.

Im Jahre 1819 bis 1820 waren es die Deutschen Spix und Martius, 1827 Lister-Maw, 1831 bis 1832 der Leipziger Professor Pöppig, 1840 der Brasilianer Valdez, 1842 der Prinz Adalbert von Preußen, 1844 der französische Lieutenant und Commandant der »Boulonnaise«.... 1846 Graf Castelnau, von 1848 bis 1860 der Franzose Paul Marcroy, 1850 der Engländer Herndon, 1858 der Lübecker Arzt Dr. Avé Lallement, 1859 der gar zu phantasiereiche Maler Biard, 1865 und 1866 der Professor Agassiz, 1867 der brasilianische Ingenieur Franz Keller-Linzenger und endlich 1879 der Dr. Crevaux, also eine große Anzahl gelehrter Männer, welche den Lauf des Flusses erforscht, die verschiedenen Nebenarme desselben untersucht und die Schiffbarkeit vieler der Letzteren nachgewiesen haben.

Von größter Wichtigkeit aber ist folgendes Ereigniß, für dessen Herbeiführung der brasilianischen Regierung die Ehre gebührt.

Am 31. Juli 1857 wurde, nach verschiedenen Streitigkeiten zwischen Frankreich und Brasilien wegen der Grenze Guyanas, der Strom für frei erklärt und den Flaggen aller Nationen eröffnet; um dieser Erklärung aber die weittragendste Folge zu geben, ließ sich Brasilien mit den betheiligten Uferstaaten in Unterhandlungen ein, um alle Wasserwege im Becken des Amazonenstromes dem freien Verkehr zu erschließen.

Jetzt sind auf dem Strome mehrere Linien sehr gut eingerichteter Dampfschiffe in Betrieb, welche einestheils mit Liverpool in directer Verbindung stehen, anderentheils von der Mündung bis Manao hinauffahren; weitere Dampfer gehen bis Iquitos; noch andere dringen endlich auf dem Tapajoz, dem Madeira, Rio Negro und dem Purus bis in's Herz von Peru und Bolivia ein.

Man kann sich wohl leicht vorstellen, welchen Aufschwung der Handel einst noch nehmen wird in diesem unendlichen reichen Becken das in der Welt keinen Nebenbuhler hat.



Dieses Zukunftsbild hat freilich eine Kehrseite. Alle jene Fortschritte vollziehen sich nicht, ohne gleichzeitig die eingebornen Racen zu vernichten.

Am oberen Amazonasstrome sind schon so manche Indianerstämme verschwunden, unter anderen die Curicicurus und die Sorimaos. Findet man am Putumayo auch noch einzelne Yuris, so haben doch die Yahuas diesen verlassen und sind landeinwärts nach entfernteren Nebenflüssen geflüchtet, und die Maoos sind von hier verzogen, um jetzt in kleinen Gesellschaften in den Wäldern des Japura umherzuirren.

Das Ufer der Tunantiner ist nahezu entvölkert, und nur wenigen indianischen Nomadenfamilien begegnet man noch hier und da an der Mündung des Jurua. Der Coaria ist verödet. Einzelne Muras-Indianer sitzen noch an den Ufern des Purus. Von den alten Manaos giebt es nur noch ganz wenige nomadisirende Familien. Längs des Rio Negro siedeln nur Mestizen von Portugiesen und Eingebornen, da wo man früher nicht weniger als vierundzwanzig verschiedene Völkerschaften zählte.

Es scheint das einmal Naturgesetz. Die Indianer verschwinden von der Bildfläche. Vor der angelsächsischen Race sanken die Australier und Tasmanier in's vorzeitige Grab. Die Ansiedler des fernen Westens vernichten wider Willen die Indianer Nordamerikas. Ebenso gehen in Zukunft vielleicht einmal die Araber in der französischen Kolonisation noch vollständig unter.

Doch kehren wir zur Zeit von 1852 zurück. Damals existirten die heute so zahlreichen Verkehrsmittel nicht, und Joam Garra's Reise sollte unter den Umständen, unter denen sie vor sich ging, nicht weniger als vier Monate in Anspruch nehmen.

Das hatte auch Benito im Sinne, als er, mit seinem Freunde die dahinziehenden Wellen des Stromes betrachtend, sagte:

»Da wir uns kurz nach dem Eintreffen in Belem trennen werden, lieber Manoel, wird die Fahrt immerhin kurz genug erscheinen!

– Gewiß, Benito, antwortete Manoel, aber doch auch sehr lang, da Minha erst am Ende derselben mein Weib werden wird!«

## Sechstes Capitel

### *Ein niedergelegter Wald*

In Joam Garral's Familie herrschte jetzt große Freude. Die herrliche Thalfahrt auf dem Amazonenstrom versprach unter den günstigsten Verhältnissen zu verlaufen; denn nicht allein der Fazender und die Seinigen unternahmen diese mehrmonatliche Reise, sondern es sollte sie, wie man sogleich sehen wird, auch ein Theil des Personals der Farm dabei begleiten.

Als Joam Garral alle Welt rings um sich so glücklich sah, vergaß er ebenfalls die trüben Gedanken, welche sonst in ihm aufkeimten. Von dem Tage an, da er jenen Entschluß einmal gefaßt hatte, wurde er wirklich ein anderer Mensch, und als er sich mit den Vorbereitungen zu jener Fahrt beschäftigen mußte, gewann er seine ganze frühere That- und Lebenskraft wieder. Seinen Angehörigen gereichte es zur größten Befriedigung, ihn so thätig zu sehen. Der Geist in ihm besiegte den widerstrebenden Leib, und Joam Garral wurde wieder so gesund, so stark, wie in den ersten Jahren seines hiesigen Aufenthaltes. In ihm erwachte wieder der alte Mensch, der immer in freier Luft, in der zuträglichen Atmosphäre der Wälder, der Felder und Ströme gelebt hat.

Uebrigens sollten ja nur wenige Wochen bis zur Abfahrt vergehen.

Wie schon erwähnt, durchfurchten den Amazonenstrom damals noch nicht die zahlreichen Dampfboote, welche verschiedene Gesellschaften allerdings schon auf dem

Hauptstrome und mehreren seiner Nebenflüsse einzuführen gedachten. Nur Privatleute besorgten auf eigene Gefahr die Beförderung auf dem Wasser, und meist dienten die Boote auf dem Strome nur einzelnen Niederlassungen am Ufer.

Unter den gebräuchlichen Fahrzeugen gab es zum Beispiel »Ubas«, eine Art Piroguen, hergestellt aus einem durch Feuer und Axt ausgehöhlten Baumstamme, die im Vordertheile leicht und spitz, im Hintertheile schwer und rund gehalten waren, etwa ein Dutzend Ruderer führten und drei bis vier Tonnen Waaren tragen konnten; ferner »Egariteas«, welche roh zusammengezimmert und schlecht gebaut, in der Mitte ein Blätterdach hatten und vorn einen Raum für die Ruderer frei ließen; endlich »Jangadas«, das sind unförmliche Flöße, getrieben durch ein dreieckiges Segel, und mit einer Strohütte, welche dem betreffenden Indianer und seiner Familie als schwimmende Wohnung dient.

Diese drei Sorten von Fahrzeugen bildeten damals die kleine Flottille des Amazonenstromes und konnten den Transport von Reisenden und Handelsgütern natürlich nur in sehr unvollkommener Weise vermitteln

Es gab zwar auch noch größere Schiffe, die, »Vigilingas« von acht bis zehn Tonnen, mit drei Masten und rothen Segeln daran, welche bei Windstille von vier langen Pagaaien gegen den Strom fortbewegt wurden, aber nur sehr schwer zu führen waren; ferner »Cobertas« von zwanzig Tonnen Gehalt, eine Art Dschonken mit Wohnhäuschen auf dem Hinterdeck, einer Cabine im Innern, mit zwei Masten mit ungleich großen, viereckigen Segeln, welche bei ungenügendem Wind durch zehn lange, auf dem Verdeck von Indianern geführte Ruder fortbewegt wurden.

Alle diese Fahrmittel paßten Joam Garra! aber nicht. Von dem Augenblicke an, da er sich entschloß, den Amazonenstrom hinabzureisen, dachte er auch daran, diese Fahrt zur

Beförderung einer ungeheuren Menge von Erzeugnissen der Farm zu benutzen, die er nach Para liefern sollte. Hierbei kam es nun weniger darauf an, daß die Fahrt besonders schnell ging. Eine Reise unter diesen Verhältnissen mußte den Wünschen aller Beteiligten willkommen sein, höchstens denen Manoels nicht. Der junge Mann hätte wohl einem flüchtigen Dampfer den Vorzug gegeben, und er hatte ja seine Gründe dazu.

So ursprünglich und einfach das von Joam Garral erwählte Beförderungsmittel auch erschien, so sollte es doch zur Aufnahme vieler Personen eingerichtet werden, um stromabwärts unter ganz ausnahmsweise günstigen Bedingungen bezüglich der Bequemlichkeit und Sicherheit zu reisen. Mit demselben löste sich gleich ein Theil der Fazenda von Iquitos vom Ufer des Amazonenstromes los, der das ganze Hauswesen des Fazenders, Herrschaft und Dienstboten in ihren Wohnungen, Zelten und Hütten den Fluß hinabtrug.

Die Farm von Iquitos enthielt ein großes Areal jener herrlichen Wälder, welche in dem centralen Theile Südamerikas geradezu unerschöpflich erscheinen.

Joam Garral verstand sich vortrefflich auf die Bewirthschaftung dieser Urwälder, welche reich an kostbaren Holzarten sind, die sich zur gewöhnlichen, wie zur Kunstischlerei, zum Schiffsbau wie zu Zimmerarbeiten gleichmäßig gut eignen, und er bezog daraus auch jährlich nicht unbeträchtliche Einkünfte.

Der Strom bot sich ja so zu sagen ganz von selbst als das eigentliche Transportmittel für diese Erzeugnisse der demselben benachbarten Urwälder an und führte sie sicherer und jedenfalls billiger als ein Schienenweg ihrem Bestimmungsorte zu. So ließ Joam Garral jedes Jahr einige hundert Bäume fällen, verband sie zu den dort gebräuchlichsten ungeheuren, aus Pfosten, Planken und roh bearbeiteten Stämmen gezimmerten Flößen, welche er unter

Leitung erfahrener, mit der Tiefe des Flußbettes und den verschiedenen Strömungen desselben bekannter Schiffer nach Para hinunter sendete.

Genau dieses Verfahren sollte denn auch jetzt wieder eingehalten werden; nur gedachte er, nach Herrichtung des Flosses, die Durchführung des wichtigen Handelsunternehmens diesmal Benito anzuvertrauen. Uebrigens war keine Zeit zu verlieren; den Anfang des Juni kannte man als die günstigste Zeit, da die von dem Hochwasser des oberen Beckens geschwellenen Fluthen von da ab bis zum October beständig abnehmen.

Die Vorarbeiten sollten also sofort in Angriff genommen werden, da der Holztrain diesmal auf außergewöhnliche Dimensionen berechnet wurde. Zu dem Ende sollte eine halbe Quadratmeile Waldung nahe der Vereinigung des Nanay mit dem Hauptstrome, das heißt also an dem nach der Wasserseite vorspringenden Winkel des Gebietes der Fazenda, gefällt werden, um daraus eine jener Jangadas oder Stromflöße zu bilden, welche hier schon mehr die Dimensionen einer kleinen Insel erreichte.

Auf dieser Jangada, welche mehr Sicherheit bot, als irgend ein anderes landesübliches Fahrzeug, und mehr Raum, als hundert verkoppelte Egariteas oder Vigilingas, sollte sich Joam Garral mit seiner Familie, seinen Leuten und der Ladung jeder Art einschiffen.

»Ein prächtiger Gedanke! rief Minha jubelnd und in die Hände klatschend, als sie die Absicht ihres Vaters vernommen hatte.

– Gewiß, sagte auch Yaquita, da wir auf diese Weise Para ohne Gefahr und Ermüdung erreichen werden.

– Und während der Zeit, wo wir unterwegs anhalten, kann ich in den Uferwäldern jagen gehen! meinte Benito.

– Die Sache dürfte nur etwas lange Zeit in Anspruch nehmen, bemerkte Manoel; sollten wir nicht lieber ein anderes Beförderungsmittel wählen, um schneller den Strom hinab zu gelangen?«

Etwas lange mußte die Fahrt zwar währen; der im Grunde doch selbstsüchtige Einwurf des jungen Arztes wurde aber von Niemand gebilligt.

Joam Garral ließ einen Indianer rufen, den ersten Aufseher seiner Fazenda.

»In einem Monate, sagte er, muß die Jangada im Stande und fertig zur Abreise sein.

– Wir gehen noch heute an's Werk, Herr Garral,« antwortete der Aufseher.

Es war eine harte Arbeit. Gegen hundert Indianer und Schwarze verrichteten in der ersten Hälfte des Mai wahrhafte Wunder. Manche, an die Niedermetzlung solcher Massen von Bäumen weniger Gewöhnte würden vielleicht geseufzt haben, wenn sie die stolzen, Jahrhunderte alten Waldriesen binnen wenigen Stunden unter der Axt der Holzfäller dahinsinken sahen; solche Bäume gab es aber flußaufwärts auf den Strominseln, so weit das Auge auf beiden Seiten des Wassers reichte, in so großer Menge, daß die Niederlegung einer halben Quadratmeile Wald kaum eine merkbare Lücke hinterlassen konnte.

Unter Leitung des Aufsehers hatten die Leute, nach erhaltener Instruction von Joam Garral, zuerst den Erdboden von Lianen, Gestrüpp, Strauchwerk und baumartigen Pflanzen, die denselben gänzlich bedeckten, zu säubern. Bevor sie Säge und Beil zur Hand nehmen konnten, arbeiteten sie mit dem sogenannten »Abatis«, dem für Jeden unentbehrlichen Werkzeuge, der in die Waldmassen des Amazonasstromes eindringen will. Dieser Abatis besteht aus einer langen, leicht gebogenen, breiten, flachen und zwei bis drei Fuß langen

Klinge, welche in einem festen Handgriffe steckt und von den Indianern mit merkwürdiger Sicherheit gehandhabt wird. Mit Hilfe derselben legen sie den Erdboden in wenigen Stunden bloß, entfernen das Unterholz und brechen sie weite Gänge durch das verwirrtste Dickicht. So geschah es auch hier. Der Boden ward für die Thätigkeit der Holzfäller von der Farm vorbereitet, die steinalten Stämme legten ihr Gewand aus Lianen, Cacteen, Moosen und Bromelien ab. Die Rinde derselben trat zu Tage, um bald darauf von dem lebenden Schafte abgelöst zu werden.

Darauf kletterte die Arbeiterschaar, vor der unzählige Affengesellschaften entflohen, die jene kaum an Gewandtheit übertrafen, in das Astwerk der Bäume, und sägte dort alle Nebenäste und Zweige zum Verbrauch an Ort und Stelle ab. Bald war von dem betreffenden Walde nichts mehr übrig, als die altersgrauen, ihres Gipfels beraubten Stämme, und mit der Luft drängte sich nun auch der Sonnenschein bis zu dem feuchten Boden, den er sonst vielleicht niemals erwärmt hatte.

Unter den Bäumen befand sich keiner, der nicht zu den verschiedensten Holzarbeiten und zur Zimmerei geeignet gewesen wäre. Hier wuchsen, gleich elfenbeinernen, braun beringten Säulen, hundertzwanzig Fuß hohe, dicht über der Wurzel vier Fuß dicke Wachspalmen, welche ein sehr haltbares Holz liefern; Kastanienbäume mit sehr zähem Splint und Früchten in Form der dreieckigen Nüsse; ferner, »Murichis«, die als Bauholz geschätzt werden; »Barrigudos« von zwei bis drei Toisen Umfang an der ausgebauchten Stelle des Stammes, die sich wenige Fuß über der Erde befindet, Bäume mit röthlicher, glänzender, mit grauen Knoten bedeckter Rinde, deren Schaftspindel einen wagrechten Sonnenschirm trägt; endlich der Woll- oder Ceibabaum mit weißem Stamme. Außer diesen prächtigen Vertretern der Flora des Amazonengebietes fielen unter den Streichen der Axt auch »Quatibos«, deren



rosenrother Wipfel alle umstehenden Bäume überragte, und welche Früchte in Form von Vasen tragen, in denen sich eine Art Kastanien wie aufgereiht vorfinden, während das hellviolette Holz derselben mit Vorliebe zu Schiffsbauzwecken verwendet wird. Ferner fanden sich da und dort einzelne Eiseneichen, vorzüglich die sogenannte »Ibirateá« mit fast schwarzem Holze und so fest, daß die Indianer daraus ihre Keulen verfertigen; »Jacarandas«, welche noch höher geschätzt werden als Mahagonibäume; »Cäsalpinas«, welche man nur in jungfräulichen Urwäldern antrifft, denen die Axt der Holzfäller noch fern geblieben ist; hundertfünfzig Fuß hohe »Sapucaias«, welche gleichsam von natürlichen Gewölben gestützt werden, die zwei bis drei Meter über dem Erdboden ausgehen und sich in der Höhe von dreißig Fuß vereinigen, und deren Wipfel in einem Strauße köstlicher Blumen endigt, den Schmarotzerpflanzen gelb, purpurfarbig und weiß ausschmücken.

Drei Wochen nach Beginn der Arbeit stand von den Bäumen, die sonst auf dem Winkel zwischen dem Nanay und dem Amazonasstrome emporstrebten, kein einziger mehr. Alles war niedergeschlagen. Joam Garral brauchte sich um die Bewirthschaftung des Waldstückes, das nach zwanzig bis dreißig Jahren wieder in gutem Bestande sein konnte, nicht mehr zu kümmern. Nichts war verschont, kein Eckbaum übrig gelassen worden, der später hätte als Merkzeichen der Abholzung dienen können. Es war ein vollständiger »Kahlschlag«, wo alle Stämme dicht über dem Erdboden abgesägt waren und auch die Wurzeln später entfernt werden sollten, welche der nächste Frühling jedoch noch einmal mit grünenden Reisern schmücken sollte.

Die Bodenfläche, welche das Ufer beider Wasserläufe bildete, war nämlich bestimmt, urbar gemacht, bearbeitet, bepflanzt und besäet zu werden, und schon zum Herbste des

folgenden Jahres wogten hier voraussichtlich Maniocfelder, Kaffeeplantagen, Zuckerrohrdickichte, und bedeckten Arrow-root, Mais und Wassernüsse den Erdboden, den bisher der üppige Wald beschattet hatte.

Noch war die letzte Woche des Mai nicht herangekommen, als alle Stämme, nach ihrer Schwimmfähigkeit gesondert, symmetrisch am Ufer des Amazonasstromes geordnet lagen. Hier sollte die ungeheure Jangada zusammengestellt werden, die mit den Wohnstätten der Reisenden und den für die Flößer nothwendigen Baracken vollständig ein schwimmendes Dorf bildete. Zur bestimmten Zeit sollten dann die durch das Hochwasser des Hinterlandes geschwellten Fluthen des Stromes den Apparat flott machen und ihn Hunderte von Meilen bis nach der Küste des Atlantischen Oceans tragen.

Während der Bauzeit hatte sich Joam Garral ausschließlich mit dieser Arbeit beschäftigt und dieselbe in eigener Person geleitet, wobei er sich meist an der abgeholzten Stelle und dann an dem flachen geneigten Uferland vor der Fazenda, auf dem die einzelnen Theile des Floßes verbunden wurden, aufhielt.

Yaquita bemühte sich im Vereine mit Cybele die sonstigen Vorbereitungen zur Reise zu beenden, obwohl die alte Negerin niemals begriff, warum man von dem Orte weggehen wolle, an dem sich Alle so wohl befanden.

»Du wirst aber Dinge sehen, redete ihr Yaquita immer zu, die Dir noch niemals vor Augen gekommen sind!

– Schönere und bessere, als wir täglich zu sehen gewöhnt sind, doch nicht!« erwiderte stets Cybele.

Minha und deren Favoritin kümmerten sich nur um das, was sie speciell anging; bei ihnen handelte es sich ja nicht um eine gewöhnliche Reise, sondern um einen Abschied für immer; da kamen tausenderlei Dinge in Frage. Wegen der späteren Einrichtung in fremdem Lande, wo die junge Mulattin auch ferner an der Seite der Herrin bleiben sollte, an die sie sich

schon längst so innig angeschlossen hatte. Minha wurde freilich das Herz manchmal schwer, die lustige Lina machte sich aber keine Sorge darum, Iquitos zu verlassen. Sie blieb ja bei Minha Valdez dieselbe, die sie bei Minha Garral gewesen war. Ihr Lachen würde nur dann verstummt sein, wenn man sie von ihrer Herrin getrennt hätte; das fiel aber keinem Menschen ein.

Benito unterstützte seinen Vater nach Kräften in allen vorliegenden Arbeiten. Er machte gleichsam eine Lehrzeit als Fazender durch, um sich zu seinem wahrscheinlichen späteren Berufe vorzubereiten, wie er sich während der Reise auf dem Strome als Kaufmann vorbilden sollte.

Manoel endlich theilte seine Zeit soviel als möglich zwischen dem Wohnhause, wo Yaquita und ihre Tochter walteten, und dem Holzschlage, wohin ihn Benito, mehr als ihm lieb war, zu bringen suchte. Doch diese Theilung der Zeit fiel selbstverständlich ziemlich ungleich aus.

## Siebentes Capitel

### *Einer Liane nach*

Eines Sonntags, es war am 26. Mai, beschlossen die jungen Leute jedoch, sich eine Zerstreuung zu gönnen. Das Wetter ließ sich herrlich an; eine von den Cordilleren her wehende frische Brise mäßigte die Hitze. Alles lud zu einem Ausfluge über Land ein. Benito und Manoel forderten das junge Mädchen auf, sie bei einem Spaziergange durch die großen Wälder am rechten Ufer des Amazonenstromes, gegenüber der Fazenda, zu begleiten.

Man wollte damit von der wirklich reizenden Umgebung von Iquitos Abschied nehmen. Die beiden jungen Männer erschienen als Jäger, aber nicht in der Absicht, ihre Begleiterinnen zu verlassen, um dem Wilde nachzuspüren, dafür sorgte gewiß schon Manoel, und die jungen Mädchen, denn Lina konnte sich von ihrer Herrin doch niemals trennen, als einfache Spaziergängerinnen, welche vor einem Ausfluge von zwei bis drei Stunden nicht zurückschreckten.

Weder Joam Garral noch Yaquita konnten sich der Gesellschaft anschließen. Einerseits war die Jangada noch nicht gänzlich vollendet und es erschien nicht rathsam, das im mindesten zu verzögern; andererseits hatten Yaquita und Cybele, wenn sie auch das ganze weibliche Personal der Fazenda unterstützte, nicht eine Stunde zu verlieren.

Minha nahm das Angebot mit größtem Vergnügen an. Nach dem Frühstück des genannten Tages, gegen elf Uhr, begaben sich die beiden jungen Männer und die zwei jungen Mädchen

nach dem Ufer am Zusammenflusse der beiden Wasserläufe. Einer der Schwarzen begleitete sie. In einer »Uba«, wie sie auf der Farm tagtäglich gebraucht wurden, kam die Gesellschaft an den Inseln Iquitos und Parianta vorüber und ging am rechten Ufer des Amazonenstromes wieder an's Land.

Das Fahrzeug lief unter einem Bogen prächtiger baumartiger Farren ein, über dem sich in etwa dreißig Fuß Höhe noch ein Kranz sammtgrüner Zweige mit seinen, mit Pflanzenspitzen besetzten Blättern erhob.

»Von jetzt an, lieber Manoel, begann das junge Mädchen, ist es meine Pflicht, hier im Walde meine Gäste zu begrüßen, denn Du bist doch ein Fremdling in dem Gebiete des oberen Amazonenstromes. Wir dagegen sind hier zu Haus, und Du wirst mich nicht hindern, meine Pflichten als Herrin des Hauses zu erfüllen!

– Liebe Minha, antwortete der junge Mann, Herrin des Hauses wirst Du in unserer späteren Heimat Belem nicht minder sein als in Iquitos und da unten so wie hier...

– Ei was, Manoel, und Du, Schwesterchen, fiel Benito ein, Ihr seid doch wahrlich nicht hierher gekommen, um Euch Zärtlichkeiten zu sagen!... Vergeßt einmal auf ein paar Stunden, daß Ihr verlobt seid!

– Nicht eine Stunde! Nicht einen Augenblick! versetzte Manoel.

– Auch nicht, wenn Minha Dir das befiehlt?

– Minha wird das nicht befehlen!

– Nun, wer weiß? sagte Lina lachend.

– Ja, Lina hat Recht! erklärte Minha, während sie Manoels Hand leise drückte. Versuchen wir, es zu vergessen!... Löschen wir jede Erinnerung an unser Verhältniß aus! Mein Bruder wünscht es!... Alles ist gebrochen Alles. So lange dieser Spaziergang dauert, sind wir nicht mehr verlobt. Ich bin

ebensowenig die Schwester Benitos! Du bist nicht ferner dessen Freund...

– Das wäre! rief Benito.

– Herrlich, herrlich! Jetzt sind Fremde hier! jubelte die junge Mulattin in die Hände klatschend.

– Fremde, die sich zum ersten Male sehen, fügte Minha hinzu, sich zufällig begegnen und begrüßen...

– Mein Fräulein... sagte Manoel, sich vor Minha verneigend.

– Mit wem habe ich die Ehre, mein Herr? fragte das junge Mädchen im größten Ernste.

– Manoel Valdez, der sich glücklich schätzen würde, wenn Ihr Herr Bruder ihn vorstellen wollte...

– Ach, zum Kukuk mit diesen Formalitäten! fiel Benito ein; das war eine recht dumme Idee von mir. Spielt nur lieber Brautleute so viel Ihr wollt, jetzt und immer!

– Immer!« sagte Minha, der dieses Wort so unwillkürlich entfuhr, daß Lina nur noch herzlicher lachte.

Ein recht inniger Blick Manoels belohnte das junge Mädchen für diese Unvorsichtigkeit ihrer Zunge.

»Wenn wir weiter gingen, würden wir weniger plaudern! Vorwärts!« meinte Benito, um der Verlegenheit seiner Schwester ein Ende zu machen.

Minha schien aber solche Eile gar nicht zu haben.

»Verzeihe, lieber Bruder, erwiderte sie, Du hast gesehen, daß ich Dir gehorchen wollte. Du wolltest Manoel und mir die Verpflichtung auferlegen, uns zu vergessen, um Deinen Spaziergang nicht zu beeinträchtigen. Nun, ich habe auch eine Gegenforderung an Dich, um dem meinigen nicht zu schaden. Du wirst mir, ob gern oder nicht, das Versprechen geben, Du, Benito, in eigener Person, jetzt ebenfalls zu vergessen...

– Zu vergessen?

– Zu vergessen, daß Du leidenschaftlicher Jäger bist, mein Herr Bruder!

– Wie, Du wolltest mir verwehren...

– Ich verbiete Dir, nach unseren hübschen Vögeln zu schießen, nach den Pagageien, Sittichen, den Caciques, Kurukus und anderen, die so lustig durch die Wälder flattern. Das Verbot gilt ebenso für eßbares Wild, mit dem wir heute doch nichts anfangen könnten. Sollte uns ein Onça, ein Jaguar oder anderes Raubthier zu nahe kommen, hast Du freie Hand!

– Aber ich bitte Dich.... entgegnete Benito.

– Wo nicht, nehme ich Manoels Arm; dann wandeln wir, wie es uns gefällt, weiter, verlieren uns, und Dir wird nichts Anderes übrig bleiben, als uns nachzulaufen!

– Nun, Dir wär's wohl recht, wenn ich meiner Schwester nicht nachgäbe? sagte Benito, seinen Freund Manoel ansehend.

– Warum denn nicht! antwortete der junge Mann.

– Nein, nun erst recht nicht, rief Benito, ich folge dem Gebote, ich gehorche Dir zum Possen! Also vorwärts!«

Von dem Neger begleitet wandelten nun alle Vier unter den herrlichen Bäumen dahin, durch deren dichtes Blätterwerk die Sonne keinen Eingang fand.

Es giebt kaum einen schöneren Anblick, als ihn diese Partie des rechten Ufers am Amazonenstrome bietet. Hier erheben sich bunt durcheinander so viele verschiedene Baumarten, daß man auf einer Quadratmeile wohl hundert Varietäten dieser schönen Pflanzenfamilien finden könnte. Ein Forstmann würde auch leicht erkannt haben, daß hier noch kein Holzfäller mit Beil und Axt gearbeitet hatte, das wäre selbst nach Jahrhunderten bemerkbar gewesen. Jüngere Bäume, selbst solche von hundert Jahren, konnten nicht dasselbe Bild bieten wie die ursprünglichen Stämme, deshalb nämlich, weil ihre Umhüllung mit Lianen und anderen Parasiten einen deutlichen Unterschied gezeigt hätte; ein Eingeborner wenigstens wäre sich auf den ersten Blick darüber klar gewesen.

Scherzend und lachend schlüpfte die lustige Gesellschaft in dem hohen Grase, durch Dickichte und Buschwerk dahin. Mit dem Abatis bahnte der Neger, wo es nöthig wurde, erst den Weg, theilte das zu dicht verworrene Gezweig und scheuchte Tausende von Vögeln dabei auf.

Minha hatte ganz recht daran gethan, für die kleine gefiederte Welt, welche zwischen den hohen Gipfeln flatterte, einzutreten. Hier wimmelte es geradezu von den schönsten Exemplaren der tropischen Fauna. Grüne Papageien, schreiende Sittiche erschienen wie natürliche Früchte der riesigen Bäume. Blaue, rothe glänzende Kolibris aller Art, »Tisauras« mit langen, scheerenförmigen Schwänzen glichen abgerissenen Blüthen, welche der Wind von einem Zweige zum anderen trug. Orangefarbene, an den Flügeln braun geränderte Amseln, goldstreifige Feigendrosseln und rabenschwarze »Sabias« pffiften und zwitscherten unaufhörlich durcheinander. Der lange Schnabel des Pfefferfressers pickte an den goldigen Trauben der, »Guiriris«. Brasilianische Grünspechte wiegten das kleine purpurgetüpfelte Köpfchen hin und her. Es war eine herrliche Augenweide.

Die ganze Vogelwelt aber schwieg und suchte sich zu verbergen, wenn in den Baumkronen der »Alma de gato« (Katzenseele, ein hellgelber Specht) gleich einer verrosteten Wetterfahne knarrte. Und wenn dieser stolz, mit ausgebreiteten Schwanzfedern umherschwebte, so entfloh er doch, sobald höher oben ein »Gaviao«, ein großer Adler mit schneeweißem Kopfe, der Schrecken der gefiederten Waldbewohner, sichtbar wurde.

Minha machte Manoel aufmerksam auf diese Wunder der Natur, die er in den civilisirteren Provinzen des Ostens in ihrer Ursprünglichkeit nicht wieder finden konnte. Manoel lauschte dem jungen Mädchen mehr mit den Augen als mit dem Ohre. Uebrigens ertönte das Geschrei und der Gesang der unzähligen



Vögel oft so laut, daß er sie gar nicht hätte verstehen können. Nur das herzhaftes Lachen Linas vermochte zuweilen all' dieses Glucksen, Piepen, Heulen, Pfeifen und Rucksen zu übertönen.

Nach einer Stunde war kaum eine Meile zurückgelegt worden. Mit der weiteren Entfernung vom Ufer veränderte sich auch der Anblick der Bäume. Animalisches Leben herrschte nun weniger in der Nähe des Erdbodens als siebenzig bis achtzig Fuß darüber, wo ganze große Heerden von Affen einander in den Zweigen jagten und verfolgten. Hier drang an einzelnen Stellen wohl auch einmal ein Sonnenstrahl bis zum Unterholz hinab. In den Tropenwäldern scheint das Licht wirklich kaum eine zum Leben nothwendige Rolle zu spielen. Die Luft allein genügt zur Ausbildung der größten wie der kleinsten Gewächse, der Bäume und der niedrigen Pflanzen, welche die zur Bewegung ihrer Säfte nothwendige Wärme nicht aus der umgebenden Luft, sondern aus dem Schoße der Erde beziehen, wo sie sich wie in einer ungeheueren Calorifere ansammelt. Und wie oft war man versucht, von den Bromelias, Serpentinaen, Orchideen, den Cacteen und allen den Parasiten, welche unter dem großen einen kleinen Wald für sich bilden, prächtige Insecten abzupflücken, als ob es Blumen wären, blauflügelige, schillernde Nestors, goldglänzende, grüngestreifte Leilusfalter, Aggripinas, Nachtfalter von zehn Zoll Länge mit blätterartigen Flügeln; ferner »Maribundas«-Bienen, eine Art lebender, in Gold gefaßter Smaragden; dazu Legionen von leuchtenden Coleopteren, »Valagumen« mit bronzenem Brustschilde und grünen Flügeldecken, aus deren Augen ein gelblicher Lichtschein hervorstrahlt, und welche mit Einbruch der Nacht den ganzen Wald mit ihrem vielfarbigen Geflimmer erleuchten.

»O wie herrlich, wie wunderbar schön! rief entzückt das junge Mädchen.

– Aber, Minha, erwiderte Benito, Du bist ja hier zu Haus, oder hast das doch gesagt, und nun prahlst Du mit Deinen Schätzen!

– Spotte nur, Brüderchen! antwortete Minha. Es wird mir wohl gestattet sein, die Schönheiten der Heimat zu bewundern, nicht wahr, Manoel? Sie kommen ja aus Gottes Hand und sind Eigenthum eines Jeden!

– Laß nur Benito lachen! sagte Manoel, er verstellt sich jetzt und schwärmt gelegentlich ganz ebenso in Bewunderung der Schönheit der Natur. Freilich, wenn er die Flinte unter dem Arme hat, dann Adieu Poesie!

– So sei doch auch jetzt Poet, lieber Bruder! bemerkte das junge Mädchen.

– Ei gewiß, ich bin also Poet! versetzte Benito. O, du entzückende Natur u. s. w.«

Minha hatte durch ihr Verbot des Gebrauchs der Flinte Benito freilich eine harte Entbehrung auferlegt. An Wild fehlte es in dem Walde nicht, und es wäre genug Gelegenheit zu einem schönen Schusse gewesen.

An minder dichten Stellen, wo der Blick weiterhin reichte, erschien zuweilen ein Pärchen vier bis fünf Fuß hoher Strauße, von der Familie der »Naudus«. Sie trabten dahin in Begleitung der von ihnen unzertrennlichen »Seriemas«, einer Art Truthühner, welche eine weit schmackhaftere Speise abgeben als die großen Vögel, deren Escorte sie bilden.

»Das habe ich nun von meinem voreiligen Versprechen! grollte Benito, während er auf einen Wink seiner Schwester das Gewehr, das er schon angeschlagen hatte, wieder unter den Arm nahm.

Die Seriemas sollten überhaupt geschont werden, sagte Manoel, denn sie vernichten viele Schlangen.

– So wie man die Schlangen schonen sollte, versetzte Benito, weil sie viele schädliche Insecten vertilgen, und diese, weil sie

die noch schädlicheren Blattläuse verzehren. Von diesem Standpunkt aus gesehen, würde man Alles schonen müssen!«

Die Selbstüberwindung des jungen Jägers sollte aber auf eine noch weit härtere Probe gestellt werden. Flüchtige Hirsche und graziöse Rehe eilten durch den Wald, denen eine gut gezielte Kugel schnell Halt geboten hätte. Da und dort zeigten sich milchkaffeeartige Truthühner, Peccaris, eine Art wilder, von Feinschmeckern sehr geschätzter Schweine, Agoutis, ähnlich den Kaninchen und Hafen Mittelamerikas, Gürtelthiere mit mosaikähnlichem Schuppenpanzer, zur Ordnung der Zahnlosen gehörig.

Benito bewies schon mehr als die Tugend des Gehorsams, eher konnte man sagen, einen wirklichen Heroismus, wenn ihm unter Anderem gar ein Tapir, ein »Antas«, wie diese Thiere in Brasilien genannt werden, vor Augen kam, einer jener, an den Ufern des Amazonasstromes und seiner Nebenflüsse fast kaum noch vorkommenden verkleinerten Elephanten, jener Dickhäuter, welchen die Jäger ihrer Seltenheit wegen so eifrig nachstellen und welchen ihr Fleisch, das dasjenige des Ochsen an Güte weit übertrifft und von dem die Nackentheile einen, jeder königlichen Tafel würdigen Braten liefern, so hohen Werth verleiht.

Wahrlich, die Flinte brannte ihm in der Hand; treu seinem Versprechen aber ließ der junge Mann die Waffe in Ruhe.

Inzwischen entschuldigte er sich doch bei seiner Schwester, daß ihm ein Schuß wider seinen Willen abbrennen könnte, wenn ihm ein. »Tamandua assa« gar zu nahe käme, einer jener merkwürdigen großen Ameisenbären, dessen Erlegung in den cynegetischen Annalen stets als Meisterschuß gepriesen wird.

Glücklicherweise ließ sich aber kein Ameisenbär sehen, so wenig wie Panther, Leoparden, Jaguars, Guepards, Cuguars u. s. w. welche man in Südamerika gewöhnlich unter dem Namen

Onças zusammenfaßt und die man sich nicht so nahe auf den Leib kommen lassen darf.

»So spazieren zu gehen, begann da Benito, einen Augenblick stehen bleibend, das ist zwar ganz schön und gut, aber ohne Zweck und Ziel dahinzuschlendern...

– Ohne Zweck und Ziel, unterbrach ihn seine Schwester, unser Zweck ist zu sehen, zu bewundern, zum letzten Male diese Urwälder Centralamerikas, die wir in Para nicht wiederfinden werden, zu besuchen und ihnen Lebewohl zu sagen!

– Da kommt mir ein Gedanke! ließ sich plötzlich Lina vernehmen.

– Ein Gedanke Linas, meinte Benito kopfschüttelnd, kann doch nur auf einen tollen Streich hinauslaufen!

– Es ist nicht recht von Dir, lieber Bruder, warf das junge Mädchen ein, in dieser Weise über Lina abzusprechen, vorzüglich wenn sie einen Zweck unseres Spazierganges angeben will, dessen Mangel Du eben bedauertest.

– Und um so mehr, fügte die junge Mulattin hinzu, als ich überzeugt bin, daß mein Vorschlag Ihnen gefallen wird.

– Und worin besteht dieser? fragte Minha.

– Sie sehen doch Alle dort die Liane?«

Lina wies bei diesen Worten nach einer Liane von der Art der »Cipos«, die eine gewaltige Mimose umschlang, deren federleichte Blätter sich schon bei der leisesten Berührung zusammenfallen.

»Nun, und was ist damit? fragte Benito.

– Ich schlage vor, erklärte Lina, wir versuchen, dieser Liane bis an's Ende nachzugehen!...

– Wahrlich, das ist ein Gedanke, ein Ziel! rief Benito. Dieser Liane zu folgen, welche Hindernisse das auch bieten mag, sich weder durch Dickichte und Buschwerk, noch durch Felsen,

Bäche, Wasserfälle, überhaupt durch nichts abhalten zu lassen; wenn es nöthig wäre, selbst...

– Ja, ja, Du hast Recht, lieber Bruder, unterbrach ihn Minha; Lina ist doch immer eine kleine Närrin!

– Ei, ei! antwortete ihr Bruder, Du sagst blos, daß Lina eine Närrin sei, um nicht auszusprechen, daß Benito ein Narr sein müsse, da er jenem Vorschlage zustimmt.

– Nun, meinetwegen, wir wollen einmal närrisch sein, wenn es Allen paßt! erklärte Minha. Wir gehen also dieser Liane nach!

– Du fürchtest dabei nicht... begann Manoel.

– Immer noch Einwendungen! rief Benito. Du würdest nicht so sprechen, und schon längst auf dem Wege sein, wenn Minha Dich am Ziele erwartete.

– Ich schweige, erklärte Manoel, ich sage kein Wort und gehorche. Wir gehen der Liane nach!«

Alle brachen freudig auf, wie Kinder, wenn es in die Ferien geht.

Er konnte sie weit wegführen, dieser Pflanzenfaden, wenn sie dabei verharren, ihm wie einem Ariadnefaden bis zum Ende zu folgen – abgesehen davon, daß der Faden der Erbin von Minos dazu diene, aus dem Labyrinth herauszukommen, während dieser hier nur weiter in ein solches verlockte.

Die betreffende Liane, ein Cipo, bekannt unter dem Namen »rothe Japicanga«, gehörte zur Familie Smilax, deren Länge zuweilen mehrere Meilen beträgt. Doch die Ehre war bei diesem Versuche ja nicht verpfändet.

Der Cipo verlief ununterbrochen von einem Baume zum andern, schlang sich hier um einen Stamm und schlängelte sich dort guirlandenartig zwischen den Zweigen hin, ging von einem Drachenblut- auf einen Palisanderbaum, von einem riesigen Kastanienbaume, der »Bertholettia excelsa« auf eine jener Weinpalmen, jener, »Baccabas« über, deren Zweige von

Agassiz ganz treffend mit grün gesprenkelten Korallenstäben verglichen worden sind. Weiter lief der Faden über »Tucumas« hin, über eine Feigenbaumart, die sich wie hundertjährige Oelbäume regelmäßig um sich selbst winden und von denen man in Brasilien nicht weniger als dreiundvierzig Arten zählt; über verschiedene Sorten Euphorbiaceen, welche Kautschuk liefern; über »Gualtes«, das sind Palmen mit glattem, feinem eleganten Schafte; über Cacaobäume, welche an den Ufern der Wasserläufe im Becken des Amazonenstromes wild wachsen, sowie über verschiedene Melastomen, von denen einige lebhaft rosenrothe Blüten zeigen, andere wieder Rispen von weißlichen Beeren tragen.

Wie oft mußte die heitere Gesellschaft aber Halt machen, wenn der leitende Faden verloren schien. Welche Mühe verursachte es manchmal, ihn aus dem Gewirr parasitischer Gewächse wieder herauszufinden!

»Da, da! rief Lina, ich sehe ihn!

– Du irrst, erwiderte Minha, das ist er nicht, das ist eine andere Liane.

– Doch, Lina hat Recht! bestätigte Benito.

– Nein, Lina hat Unrecht!« erwiderte natürlich Manoel.

Da gab es denn sehr ernste, gründliche Debatten, wo Jeder auf seiner Ansicht beharrte.

Zuletzt blieb nichts anderes übrig, als daß Benito von der einen und der Schwarze von der anderen Seite die Bäume erkletterten und nach den von dem Cipo umschlungenen Zweigen zu gelangen suchten, um dessen Verlauf zweifellos nachzuweisen.

Ein Vergnügen war es freilich kaum zu nennen, so unter dem Zweiggewirr der Bäume umherzukriechen, durch das sich die Liane schlängelte, inmitten der »Karatas« (eine Bromelienart) mit langen, scharfen Dornen, der Orchideen mit röthlichen Blüten und violetten handbreiten Unterlippen, oder der

»Onicidien«, welche noch schlimmer verfitzt erscheinen als ein Garnknaul unter den Pfoten einer jungen Katze.

Senkte sich die Liane dagegen zum Erdboden herab, so war es nicht minder schwierig, sie unter den dichtstehenden Lycopoden, den großblättrigen Heliconien, den Calliandras mit rothen Troddeln, den Rhipsalen, welche sich um dieselbe wiederum wie der Draht um eine elektrische Rolle schlingen, zwischen den Knoten der großen, weißen Trichterwinden, unter den fleischigen Stengeln der Vanille, überhaupt unter dem Gemisch von Passionsblumen, Brindillen, wildem Wein und dergleichen festzuhalten und zu verfolgen.

Fand man dann den Cipo richtig wieder, da gab es einen hellen Jubel und schnell wurde die unterbrochene Wanderung wieder aufgenommen.

Seit einer Stunde schon liefen die jungen Leute so weiter und weiter, doch nichts deutete darauf hin, daß sie sich ihrem eigensinnig verfolgten Ziele näherten. Man schüttelte zuweilen tüchtig an der Liane, diese gab aber nicht nach; höchstens flogen dabei Hunderte von Vögeln auf und Affengesellschaften sprangen, wie um den Weg zu zeigen, von einem Baume zum andern.

Sperrte ein Dickicht den Weg, so brach der Abatis Bahn und Alle drängten sich so gut es ging hindurch. Schlängelte sich die Liane gleich einer Schlange über einen grün bewachsenen Felsen, so kletterte man hinauf und über denselben hinweg.

Bald öffnete sich eine Art Lichtung. Hier in der freien Luft, die ihr ebenso nöthig ist wie die Sonnenstrahlen, stand eine Banane, der den Tropen allein eigenthümliche Baum, der, wie Humboldt sagt, »den Menschen in der Kindheit der Civilisation begleitet hat, der Ernährer der Bewohner in den heißen Zonen,« vereinzelt in der Mitte.

»Machen wir nun endlich Halt? fragte Manoel.

– Nein, und tausendmal nein! erwiderte Benito... Nicht eher als bis wir das Ende der Liane in der Hand halten.

– Es scheint mir aber doch Zeit zu sein, bemerkte Minha, auch an den Rückweg zu denken.

– Ach, liebste Herrin, noch ein Stückchen, nur ein Stückchen weiter! bat Lina.

– Immer, immer weiter!« sagte Benito.

Wiederum eilten die Unbesonnenen in den Wald hinein, der hier etwas dünner wurde und das Fortkommen erleichterte.

Der Cipo schlug überdies eine mehr nördliche Richtung ein und schien sich nach dem Strome zurückzuwenden. So konnte man ihm besser folgen, da man sich dem rechten Ufer näherte, an dem der Rückweg bequemer sein mußte. Eine Viertelstunde später standen Alle in einer Schlucht vor einem kleineren Zuflusse des Amazonenstromes still. Ueber den Wasserlauf aber streckte sich eine Brücke aus »Bejucos-Lianen«, verstärkt von netzartig verflochtenen Zweigen. Der Cipo theilte sich hier in zwei Stränge und führte gleichsam als Geländer von dem einen Ufer zum andern.

Benito, der den Uebrigen stets voraus war, hatte schon den schwankenden Boden der natürlichen Brücke betreten.

Manoel wollte das junge Mädchen zurückhalten.

»Bleib' hier, bleib' hier, Minha! bat er. Benito mag weiter gehen, wenn es ihm beliebt, wir erwarten ihn hier zurück.

– O nein, kommen Sie Alle, drängte Lina. Keine Furcht! Die Liane scheint dünner zu werden. Wir siegen noch, wir finden ihr Ende!«

Ohne Zögern eilte die junge Mulattin Benito nach.

»Das sind doch wahre Kinder! meinte Minha. Komm', lieber Manoel, wir müssen doch wohl mitgehen.«

So überschritten denn Alle die Brücke, welche über der Schlucht wie eine Schaukel schwankte, und verschwanden auf's Neue unter dem Blätterdache der riesigen Bäume.



Kaum zehn Minuten mochten sie so dem endlosen Cipo in der Richtung nach dem Strome gefolgt sein, als Alle wiederum – und diesmal nicht ohne Grund – Halt machten.

– Sind wir endlich am Ende dieser entsetzlichen Liane? fragte das junge Mädchen.

– Das zwar nicht, erwiderte Benito, doch erscheint es mir gerathen, nur vorsichtig weiter zu gehen. Da, seht!...«

Benito wies bei diesen Worten auf den Cipo, der in dem Gezweig eines hohen Feigenbaumes verloren, offenbar heftig hin und her gezerrt wurde.

»Ja, aber was ist das? fragte Manoel.

– Wahrscheinlich zerrt ein Thier daran, dem wir uns nicht unbesonnen nähern dürfen!«.

Benito machte sein Gewehr schußfertig, gab den Anderen durch Zeichen zu verstehen, daß sie zurückbleiben sollten, und wagte sich, aufmerksam lauschend, zehn Schritte weiter vor.

Manoel, die beiden jungen Mädchen und der Schwarze blieben unbeweglich auf dem Platze zurück.

Plötzlich hörten sie einen Aufschrei Benitos, den sie auf einen Baum zuspringen sahen. Alle eilten nach derselben Seite hin.

Da bot sich ihnen ein unerwartetes und keineswegs angenehmes Schauspiel.

Die Liane um den Hals geschlungen, hing ein Mann, von dessen letzten Zuckungen im Todeskampfe die Erschütterungen der Liane hergerührt hatten.

Benito aber hatte sich schon auf den Unglücklichen gestürzt und den Cipo mit dem Messer durchschnitten. Der Erhenkte glitt auf die Erde nieder. Manoel beugte sich über denselben, um ihn, wenn es nicht zu spät war, in's Leben zurückzurufen.

»Ach, der arme Mann! murmelte Minha.

– Herr Manoel, Herr Manoel, rief Lina, er athmet noch, sein Herz schlägt noch – Sie müssen ihn retten!

– Das hoffe ich auch, antwortete Manoel, doch ich glaube, es war die höchste Zeit.«

Der Gehenkte war ein Mann von etwa dreißig Jahren, ein sehr ärmlich gekleideter, entsetzlich abgemagerter Weißer, der offenbar sehr viel gelitten hatte.

Ihm zu Füßen lag eine leere Kürbisflasche, ein Kugelsänger aus Palmenholz, an dem an Stelle der Kugel ein Schildkrötenkopf mittelst Faden befestigt war.

– Nein, sich aufzuhängen, sich aufzuhängen, wiederholte Lina, und noch so jung! Was mag ihn dazu getrieben haben?«

Manoels Bemühungen gelang es inzwischen, den armen Teufel wieder zum Leben zu bringen. Er schlug die Augen auf und stieß plötzlich ein so heftiges »Hum« hervor, daß die erschreckte Lina durch einen zweiten Schrei darauf antwortete.

»Wer seid Ihr, lieber Freund? fragte Benito.

– Nun, wie mir scheint, ein Ex-Gehenkter!

– Und Ihr Name?

– Gedulden Sie sich einen Augenblick, ich muß mich erst besinnen, erwiderte der Mann, mit der Hand über die Stirne streichend. Ah, richtig, ich heiße Fragoso und kann Sie, wenn es Ihnen beliebt, noch frisiren, rasiren, überhaupt das Haar nach allen Regeln der Kunst behandeln. Ich bin Barbier oder vielmehr einer der verzweifeltsten aller Figaros!...

– Wie konnten Sie aber auf den Gedanken kommen...?

– Ja, was meinen Sie, entgegnete Fragoso lachend, ein Augenblick der Verzweiflung, den ich gewiß später bedauert hätte, wenn das in der andern Welt möglich ist. Wenn man jedoch achthundert Meilen weit durch das Land laufen soll ohne eine Pataque in der Tasche, das ist auch keine schöne Zuversicht! Ich hatte eben den Muth verloren und einem Anderen wär's vielleicht nicht besser gegangen!«

Fragoso war übrigens eine recht ansprechende Erscheinung. Man sah, je mehr er sich erholte, daß er sonst ein lustiger

Patron sein mochte; er gehörte zu den umherziehenden Barbieren, die längs der Ufer des oberen Amazonasstromes ein Nomadenleben führen, von Dorf zu Dorf wandern und ihr Geschäft unter den Negern und Negerinnen, Indianern und Indianerinnen betreiben, bei denen sie in hohem Ansehen stehen.

Der arme verlassene Figaro hatte seit vierzig Stunden keinen Bissen gegessen, sich im Walde verirrt und einen Augenblick den Kopf verloren... Das Uebrige ist bekannt.

»Lieber Mann, sagte Benito, Sie werden mit uns nach der Fazenda von Iquitos gehen.

– Wie Sie befehlen und mit dem größten Vergnügen! antwortete Fragoso. Sie haben mich aus der Schlinge befreit, nun gehöre ich ganz Ihnen. Sie hätten mich nicht abschneiden sollen!

– Nun, liebe Herrin, begann Lina, thaten wir recht daran, unseren Spaziergang so weit auszudehnen?

– Das will ich meinen! bestätigte das junge Mädchen.

– Wahrhaftig, sagte Benito, das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß wir am Ende des Cipo einen Menschen finden sollten.

– Und noch dazu einen Barbier in der Noth, der sich eben aufbaumeln wollte!« setzte Fragoso hinzu.

Der arme Teufel wurde, als er sich wieder beruhigt hatte, von dem Vorgefallenen unterrichtet. Er dankte Lina herzlich für den guten Gedanken, dieser Liane nachzugehen, und Alle schlugen den Weg zur Fazenda ein, wo Fragoso so aufgenommen wurde, daß er weder Lust noch Veranlassung hatte, auf sein trauriges Vorhaben zurückzukommen.

## Achtes Capitel

### *Die Jangada*

Die halbe Quadratmeile Wald war niedergelegt. Die Zimmerleute gingen nun an's Werk, die oft mehrhundertjährigen, am Strande liegenden Bäume zu einem Floße zusammenzustellen.

Unter Joam Garral's Leitung entwickelten die auf der Fazenda angestellten Indianer ihre für solche Arbeit wirklich unvergleichliche Geschicklichkeit. Gerade bei Errichtung von Gebäuden oder der Construction von Wasserfahrzeugen kann man sich bessere Arbeiter als diese Eingebornen gar nicht denken. Sie gebrauchen nur Axt und Säge und bearbeiten damit so harte Holzarten, daß die Schneide ihrer Werkzeuge oft genug schartig wird; sie mögen aber Baumstämme vierkantig zurichten, oder Bretter, Planken, Pfosten aus den gewaltigen Stämmen schneiden immer gelingt das ohne Mithilfe mechanischer Einrichtungen ihren geschickten geduldigen und von Natur gewandten Händen überraschend leicht.

Die gefällten Bäume waren nicht gleich in das Bett des Amazonenstromes geschafft worden. Joam Garral pflegte anders zu Werke zu gehen. Man hatte jene vielmehr symmetrisch auf der flachen, etwas geneigten Uferecke des Nanay und des Hauptstromes niedergelegt, nachdem die Stelle nochmals etwas abgegraben worden war. Hier wurde die Jangada zusammengestellt, und der Amazonenstrom sollte das riesige Fahrzeug selbst flott machen, wenn die Zeit der Abreise herankam.

Wir müssen hier einige Worte über die geographische Anordnung des gewaltigen Stromes einfügen, die ihres Gleichen wohl nicht hat, und über eine eigenthümliche Erscheinung an demselben, welche die Anwohner Alle aus Erfahrung kennen.

Die beiden Ströme, welche vielleicht noch länger sind als die große Wasserader Brasiliens, der Nil und der Missouri-Mississippi, verlaufen, der eine von Süden nach Norden in Afrika, der andere von Norden nach Süden quer durch Nordamerika. Sie berühren dabei selbstverständlich Gebiete von sehr verschiedener Breitenlage und strömen folglich auch durch stark von einander abweichende Klimate.

Der Amazonasstrom dagegen liegt vollständig, wenigstens von der Stelle an, wo er sich nahe an der Grenze von Peru und Ecuador direct nach Osten wendet, zwischen dem zweiten und vierten Grade nördlicher Breite. Demnach herrschen über dessen ausgedehntem Becken überall dieselben klimatischen Verhältnisse.

Diese zeigen deutlich zwei verschiedene Jahreszeiten, während deren, in einem Zwischenraume von sechs Monaten, Regen fällt oder Dürre herrscht. Im nördlichen Brasilien beginnt die Regenzeit mit dem September, im südlichen Theile dagegen mit dem März. Die Folge davon ist, daß die Zuflüsse an dem rechten und dem linken Stromufer mit halbjährigem Intervall ein Steigen des Wassers veranlassen. Das Niveau des Amazonasstromes erreicht dadurch alternirend seine größte Erhebung im Juni und sinkt dann allmählich bis zum October herab.

Auch Joam Garral wußte das und wollte diesen Umstand benutzen, die Jangada, nachdem sie auf dem Lande fertig gezimmert war, ohne eigenes Zuthun vom Wasser aufheben zu lassen. Der Amazonasstrom steigt und fällt nämlich gegenüber dem mittleren Niveau bis um dreißig bis vierzig Fuß; hiermit

gewann der Fazender Spielraum genug, um sich die Arbeit so bequem als möglich zu machen.

Der Bau wurde nun unverzüglich in Angriff genommen. Auf dem geräumigen Strande sonderte man die Stämme nach ihrer Größe, mußte aber auch auf deren Schwimmkraft ein Auge haben. Unter den harten und schweren Holzarten fanden sich nämlich auch einzelne, deren specifisches Gewicht dem des Wassers gleichkommt.

Die Grundsicht des Flosses wurde nicht aus nahe nebeneinander liegenden Stämmen gebildet; man ließ zwischen denselben vielmehr einen mäßigen Raum frei, der zur Erhöhung der Haltbarkeit des ganzen Baues mit starken Querplanken verbunden wurde. Daneben waren alle mit »Piaçaba«-Tauen umschlungen, welche ebenso fest halten wie Hanftaue. Das genannte Material gewinnt man aus den Zweigen einer, an den Ufern des Stromes sehr häufig vorkommenden Palmenart, und es wird überall im Lande zu ähnlichen Zwecken verwendet. Die Piaçabafasern schwimmen, leiden nicht durch Nässe und sind leicht zu gewinnen, wodurch sie zu einem sehr gesuchten Artikel wurden, der auch schon in der alten Welt im Handel vorkommt.

Auf die Doppelschicht von Stämmen und Planken wurden dann die Pfosten und Bretter gelegt, welche, dreißig Zoll über dem Wasserspiegel, gewissermaßen das Deck der Jangada zu bilden hatten. Von letzteren wurden sehr viele verwendet, wovon man sich leicht einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, daß dieser Holztrain bei einer Länge von tausend eine Breite von sechzig Fuß, also eine Oberfläche von sechzigtausend Quadratfuß hatte. In der That, hier wurde ein ganzer Wald den Fluthen des Amazonenstromes übergeben.

Die eigentlichen Bauarbeiten leitete Joam Garral zwar selbst; nach deren Beendigung aber, als die Frage der Einrichtung des

Fahrzeuges auf die Tagesordnung kam, wurden Alle zu Rathe gezogen und selbst der wackere Fragoso nicht ausgeschlossen.

Wir erwähnen hier nur mit kurzen Worten, wie sich seine Stellung in der Fazenda gestaltet hatte.

Noch niemals mochte sich der Barbier so glücklich gefühlt haben, als seit dem Tage, wo er bei der gastfreundlichen Familie Aufnahme fand. Joam Garral hatte ihm angeboten, ihn nach Para mitzunehmen, wohin er eben wandern wollte, als jene Liane, sagte er, »ihn am Halse packte und auf der Stelle festhielt!«

Fragoso nahm dieses Anerbieten selbstverständlich gern und mit herzlichem Danke an, und suchte sich seitdem, aus Erkenntlichkeit, in jeder Art und Weise nützlich zu machen. Es war übrigens ein recht intelligenter Bursche, »Einer mit zwei rechten Händen«, wie man zu sagen pflegt, das heißt geschickt, Alles auszuführen und es auch gut auszuführen. Ebenso lustig wie Lina, immer ein Liedchen summend und reich an witzigen Einfällen, war er sehr bald bei Allen beliebt geworden.

Immer erinnerte er sich aber, daß er an die junge Mulattin die größte Schuld abzutragen habe.

»Das war doch eine herrliche Idee von Ihnen, Fräulein Lina, wiederholte er Tag für Tag, einmal »Lianen suchen« zu spielen. Wahrhaftig, das ist ein reizendes Spiel, wenn man auch nicht allemal einen armen Teufel von Barbier am Ende findet!

– Der reine Zufall, Herr Fragoso, antwortete dann Lina, und ich versichere Ihnen, daß Sie mir gar keinen Dank schulden.

– Was! Ich verdanke Ihnen heute mein Leben, das ich mir noch hundert Jahre wünsche, um Ihnen zu zeigen, daß meine Erkenntlichkeit eben so lange dauern wird. Ja, sehen Sie, es war nicht meine Bestimmung, mich zu hängen. Wenn ich es versucht habe, so geschah es aus Zwang. Wenn ich mir Alles überlegte, zog ich es vor, auf diese schnelle Weise, als vielleicht durch Hunger zu sterben oder von Raubthieren

verzehrt zu werden. O, diese Liane bildet ein gewisses Band zwischen uns, und Sie mögen nun sagen was Sie wollen...«

In solchem mehr scherzenden Tone ging die Unterhaltung gewöhnlich fort. Im Grunde war Frago so der jungen Mulattin aber wirklich herzlich dankbar dafür, daß sie die Initiative zu seiner Rettung ergriffen hatte, und Lina ihrerseits schien gegen die Ae ußerungen des munteren Burschen, der ihr in so vielen Stücken glich, auch nicht ganz unempfindlich zu sein.

Um auf die Jangada zurückzukommen, so wurde nach mannigfacher Verhandlung beschlossen, dieselbe so vollkommen und bequem wie möglich einzurichten, da die Reise ja mehrere Monate in Anspruch nehmen sollte. Die Familie Garral selbst bestand, wie wir wissen, aus dem Vater, der Mutter, dem jungen Mädchen, Benito und Manoel, nebst deren Dienstboten, Cybele und Lina, welche eine Wohnung für sich erhalten sollten. Hierzu kamen noch vierzig Indianer, vierzig Schwarze, Frago so und der Steuermann, der die Führung der Jangada übernahm.

Dieses zahlreiche Personal reichte für den Dienst an Bord eben nur hin, da man viele Windungen des Stromes und Hunderte von Inseln und Eilanden, die jenen erfüllen, zu passiren hatte. Wenn die Strömung auch das Floß hinabtrug, so gab sie, ihm deshalb noch nicht die gewünschte Richtung. Deshalb bedurfte es jener hundert Arme, um den Holzzug mittelst langer Bootshaken in gleicher Entfernung von beiden Ufern zu halten.

Zuerst wurde die Erbauung des Herrenhauses auf dem Hintertheile der Jangada in Angriff genommen, und dieses mit fünf Zimmern und einem geräumigen Speisesaale ausgestattet. Eines der Zimmer war für Joam Garral und dessen Frau bestimmt, ein zweites für Lina und Cybele, um diese immer in der Nähe zu haben; ein drittes für Benito und Manoel. Minha



sollte ein Zimmer, dem es nach keiner Seite an Bequemlichkeit fehlte, für sich allein bewohnen.

Das Hauptwohnhaus wurde aus dachziegelförmig gelegten Planken erbaut und letztere mit siedendem Harz begossen, wodurch sie gänzlich undurchdringlich wurden und unter allen Verhältnissen trocken bleiben mußten. Vorn und an den Seiten angebrachte Fenster gewährten ihm hinlängliche Beleuchtung. An der Vorderseite befand sich die Thür, welche in den gemeinschaftlichen Saal führte. Eine leichte Veranda, zum Schutz vor den directen Sonnenstrahlen, ruhte auf schlanken Bambus. Das ganze war mit heller Ockerfarbe gestrichen, welche die Wärme zurückstrahlt, statt sie aufzusaugen, und dadurch den inneren Räumen eine erträglichere Temperatur sicherte.

Als aber »die grobe Arbeit«, wie man sagte, nach Joam Garral's Plane vollendet war, mischte sich Minha in die Sache ein.

»Da wir nun, lieber Vater, begann sie, Dank Deiner Sorge glücklich unter Dach und Fach sind, wirst Du uns gestatten, Deine Wohnung einzurichten, wie es uns gefällt. Das Aeußere ging Dich an, das Innere gehört in unser Bereich. Die Mutter und ich wünschten es so einzurichten, als ob das ganze Haus von der Fazenda die Reise mitmachte, so daß Du fortwährend noch in Iquitos zu sein glauben sollst.

– Ordne Alles nach Deinem Belieben, antwortete Joam Garral trübe lächelnd, wie man es noch dann und wann an ihm bemerkte.

– O, das wird reizend werden!

– Ich verlasse mich ganz auf Deinen guten Geschmack, mein liebes Kind!

– Und er soll uns Ehre machen, Papa, antwortete Minha, er muß es um des herrlichen Landes willen, durch das unsere Reise führt, um jenes Landes willen, das ja eigentlich unsere

Heimat ist und in welches Du nach so langjähriger Abwesenheit zurückkehrst...

– Ja, ja, Minha, sagte Joam Garral etwas nachdenklich. Es sieht fast aus, als ob wir aus der Verbannung zurückkämen... aus freiwilliger Verbannung! Thue also Dein Bestes, liebe Tochter! Meine Zustimmung hast Du im Voraus!«

Dem jungen Mädchen und Lina, denen sich unaufgefordert Manoel auf der einen und Fragoso auf der anderen Seite anschlossen, fiel nun die Sorge zu, die Wohnung im Innern auszusmücken. Mit ein wenig Einbildungskraft und Kunstsinn war hier sehr viel zu leisten.

Zunächst wurden die hübschesten Möbel aus der Fazenda in den Zimmern aufgestellt, die man nach der Ankunft in Para mit irgend einer Egaritea auf dem Amazonasstrome zurücksenden wollte. Tische, Lehnstühle aus Bambus, Canapees aus Rohrgeflecht, Etagèren aus geschnitztem Holze, kurz Alles, was einer Wohnung in der Tropenzone nur Anmuth und Reiz verleiht, wurde geschmackvoll in dem schwimmenden Hause untergebracht. Man fühlte sehr leicht heraus, daß neben den beiden jungen Männern hier auch sinnige Frauenhände walteten. So darf man nicht etwa glauben, daß die Wände selbst kahl gelassen worden wären. Nein, die Wände verschwanden unter ganz eigenthümlichen, aber einen schönen Anblick bietenden Tapeten; diese bestanden nämlich aus der Baumrinde von »Tuturis«, welche scheinbar schwere Falten bildete, gleich dem kostbarsten Brocat und Damast und ähnlich den reichsten Stoffen, welche man zum modernen Zimmerschmuck verwendet. Den Fußboden bedeckten schön gestreifte Jaguar- oder dichte Affenfelle. Leichte Gardinen aus röthlicher Seide, die man von dem »Suma-Uma« gewinnt, hingen an den Fenstern. Die mit Muskitoschleiern umgebenen Betten und die Kissen und Matratzen darin waren mit der

elastischen und kühlen Substanz gefüllt, welche der Bombax (Wollbaum) am oberen Amazonenstrombecken liefert.

Auf den Etagèren und Consolen standen reizende Nippsachen aus Rio de Janeiro oder Belem, welche für das junge Mädchen desto mehr Werth hatten, als sie von Manoel herrührten. Was giebt es Angenehmeres für das Auge als den Anblick solch' kleiner Kunstwerkchen, solcher Gaben von geliebter Hand, welche sprechen, ohne ein Wort zu sagen?

Binnen wenigen Tagen war die innere Einrichtung soweit vollendet, daß man sich in das Haus der Fazenda selbst versetzt glaubte. Unter einer Gruppe schöner hoher Bäume und an lebendigem Wasser hätte man sich auch als immerwährende Wohnung eine bessere kaum wünschen mögen. Wenn diese zwischen den Ufern des gewaltigen Stromes hinabglitt, brauchte man nicht zu befürchten, daß sie die pittoresken Uferlandschaften vielleicht verunzierte.

Es verdient auch Erwähnung, daß dieses Wohnhaus von außen einen nicht minder freundlichen Anblick bot.

Die jungen Leute hatten nach dieser Seite an Geschmack und Phantasie gewetteifert.

Das Haus war nämlich von dem untersten Theile bis zu den letzten Dachverzierungen hinauf buchstäblich unter grünen Blättern versteckt. Ein Dickicht von blühenden Orchideen, Bromelias und Schlingpflanzen verschiedener Art, welche in Kästen mit guter Erde wurzelten, umhüllte dasselbe von unten bis oben. Selbst der Stamm einer Mimose oder eines Feigenbaumes hätte keinen glänzenderen tropischen Schmuck tragen können. Ueberall hingen Reben mit goldigen Trauben, rothschimmernde Blüten, verschlungene Zweige am Dache, an den Fenstersimsen und Thüreinfassungen herab. Die Wälder in der Nachbarschaft der Fazenda boten ja solche Schätze im Ueberflusse dar. Eine lange Liane verband alle diese Pflanzen, schlang sich mehrere Male um das Gebäude herum, klammerte

sich an allen Ecken fest, wand sich um jeden Vorsprung, theilte sich wiederum in mehrere Stränge, trieb phantastische Seitenzweige nach allen Seiten hinaus, und das Ganze verbarg das Haus soweit, daß es unter einem ungeheueren Strauße vollkommen vergraben schien.

Aus wohlberechneter Aufmerksamkeit – wer das veranlaßt hatte, ist ja leicht zu errathen – schlängelte sich das Ende dieses Cipo vor dem Fenster der jungen Mulattin herab. Es sah aus, als ob ein langer Arm ihr stets einen frischen Blumenstrauß durch die Jalousien reichen wollte.

Das ganze Arrangement war in der That reizend. Daß Yaquita, ihre Tochter und Lina davon entzückt waren, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden.

»Wenn Ihr es wünscht, sagte Benito, verpflanzen wir auch noch einige Bäume auf die Jangada.

– Oho, gar noch Bäume! rief Minha.

– Warum nicht? mischte sich Manoel ein. Wenn wir ihnen auf dieser festen Plattform gute Erde schaffen, zweifle ich keinen Augenblick, daß sie fortkommen würden, umsomehr, als sie keinem Klimawechsel ausgesetzt wären, da der Amazonasstrom unveränderlich unter denselben Breitengraden verläuft.

– Und wälzt der Strom, fuhr Benito fort, nicht oft genug grüne Eilande mit hinab, die er von Inseln oder an den Ufern abgerissen hat? Schwimmen diese nicht dahin mit ihren Bäumen, Gebüsch und Gesträuch, mit Felsen und Wiesen achthundert Meilen weit, um sich endlich im Atlantischen Ocean zu verlieren? Weshalb sollten wir unsere Jangada nicht in einen schwimmenden Garten verwandeln können?

– Wünschen Sie sich hier einen Wald, Fräulein Lina? fragte Frago, dem nichts unmöglich schien.

– Ja, herrlich, einen Wald! erwiderte die junge Mulattin, einen Wald mit seinen Vögeln, seinen Affen...

- Seinen Schlangen und Jaguars!... versetzte Benito.
- Mit seinen Indianern und Nomadenstämmen... fügte Manoel ein.
- Womöglich auch mit Menschenfressern!
- Aber, Fragoso, wo wollen Sie denn hin? rief Minha, als sie den flinken Barbier schon das Ufer hinauf eilen sah.
- Ich will den passenden Wald suchen, antwortete Fragoso.
- Das ist unnöthig, guter Freund, erwiderte Minha lachend. Manoel hat mir hier einen Blumenstrauß bescheert, das genügt schon. – Wahrhaftig, fuhr sie, auf das unter Blüthen versteckte Gebäude zeigend, fort, wahrhaftig, er hat unsere ganze Wohnung unter einem Blumenbouquet verborgen!«

## Neuntes Capitel

*Der Abend des 5. Juni*

Während der Erbauung des Herrenhauses hatte sich Joam Garral auch mit der Herstellung der »Communs« beschäftigt, welche die Küche und sonstigen Räume enthalten und in denen Vorräthe aller Art aufgeschichtet werden sollten.

In erster Linie ist hier eine gewaltige Menge jener sechs bis zehn Fuß langen Wurzeln zu nennen, die der Maniocstrauch treibt und aus denen die Bewohner der Tropenländer ihre hauptsächlichste Nahrung gewinnen. Diese, einem langen, schwarzen Rettig ähnelnde Wurzel wächst in Büscheln, fast wie die Kartoffel. Während sie in Afrika keine giftigen Eigenschaften zeigt, enthält sie in Südamerika dagegen einen, der Gesundheit höchst schädlichen Saft, der erst durch Auspressen entfernt werden muß. Nachher verwandelt man die Wurzeln in ein Mehl, das sehr verschieden, selbst als Stärke, von den Eingebornen verwendet wird.

Auf der Jangada befand sich eine wirkliche »Silo«, gefüllt mit diesem nützlichen Naturproducte, das in der Hauptsache zur Nahrung bestimmt war.

Außer einer Heerde Schafe zu erwähnen, welche in einem auf dem Vordertheile erbauten Stalle untergebracht waren, bestanden die Vorräthe an Fleisch aus einer großen Menge jener landesüblichen »Presuntoschinken« von vortrefflicher

Qualität; man rechnete aber auch auf den Ertrag der Gewehre der jungen Leute und einiger Indianer, denen es auf den Inseln und in den Uferwaldungen des Amazonenstromes an Wild

nicht fehlen konnte, und die ihrerseits das Wild nicht fehlen würden.

Ueberdies trug der Strom selbst nicht unerheblich zur Deckung des Lebensmittelbedarfs bei; Krabben, die schon eher den Namen Krebse verdienten, »Tambagus«, der schmackhafteste Fisch des ganzen Beckens, der den Lachs, mit dem man ihn wohl verglichen hat, doch noch übertrifft; rothschuppige »Pira-rucus«, so groß wie Störe, welche eingesalzen über ganz Brasilien versendet werden; »Candirus«, welche gefährlich zu fangen, aber gut zu essen sind; »Piranhas« oder Teufelsfische mit rothen Streifen und etwa dreißig Zoll lang; große und kleine Schildkröten, von denen es hier wimmelt und welche ebenfalls eine Hauptnahrung der Eingebornen bilden – Alles das sollte je nach Gelegenheit auf dem Tische der Herrschaft und des übrigen Personals erscheinen.

So gedachte man regelmäßig jeden Tag zu jagen und zu fischen.

Von verschiedenen Getränken waren natürlich die besten, welche das Land nur lieferte, nicht vergessen, z. B. »Caysuma« oder »Machachera« vom oberen und unteren Amazonenstrome, ein angenehmes, säuerliches Getränk, das man durch Destillation der süßen Maniocwurzel gewinnt; brasilianischer »Beiju«, der nationale Branntwein; »Chica« aus Peru; »Mazato« aus Ucayali, von gesottenen, gepreßten und gegohrenen Früchten der Banane herstammend; ferner »Guarana«, eine Art Teig aus den Kernen der Paullinia sorbilis, der Farbe nach einer Chocoladentafel gleichend, der gepulvert wird und mit Wasser angerührt einen erquickenden Labetrunk liefert.

Doch damit nicht genug. In jenen Gegenden erzeugt man auch eine Art blauvioletten Wein aus dem Safte der Assaispalmen, den die Brasilianer seines aromatischen

Geschmackes wegen sehr lieben. Von demselben befanden sich an Bord eine ansehnliche Zahl Frasken, welche bei der Ankunft in Para wahrscheinlich geleert waren.

Ueberhaupt machte der eigentliche Keller der Jangada Benito, dessen Obhut er anvertraut war, alle Ehre. Mehrere hundert Flaschen Xeres, Setubal und Portwein erinnerten an verschiedene, den ersten Eroberern Südamerikas theure Namen. Der junge Küfer hatte auch einige Dames jeannes mit ausgezeichnetem

Tafia gefüllt, mitgenommen, jenem Zuckerbranntwein, der etwas schärfer schmeckt als der gewöhnliche Beiju.

Der zum Gebrauche bestimmte Tabak bestand nicht aus jener ordinären, groben Sorte, mit welcher sich die Eingebornen des Landes zu begnügen pflegen. Er war vielmehr direct von Villa Bella da Imperatriz, das heißt aus der Gegend bezogen, welche die geschätztesten Marken in ganz Centralamerika erzeugt.

Das Hintertheil der Jangada nahm also die Hauptwohnung nebst Zubehör, wie Küche, Vorrathskammern und Keller ein; das Ganze bildete einen für die Familie Garral und deren persönliche Dienerschaft reservirten Raum.

Mehr nach der Mitte zu waren die Wohnräume für die Indianer und Schwarzen erbaut. Die Leute lebten hier ganz unter denselben Verhältnissen wie in der Fazenda von Iquitos und konnten bequem ihren Dienst unter Leitung des Piloten verrichten.

Um dieses zahlreiche Personal aber unterzubringen, bedurfte es mancher Baulichkeiten, welche der Jangada mehr das Aussehen eines auf dem Wasser treibenden Dorfes verliehen. In der That war dieses aber auch dichter bebaut und stärker bevölkert als so mancher Flecken am oberen Amazonenstrom.

Für die Indianer hatte Joam Garral wirkliche Wigwams herstellen lassen, Hütten ohne Seitenwände, deren Blätterdach von leichten Säulen getragen wurde. Ungehindert strich die



Luft durch diese offenen Räume und schaukelte die darin befindlichen Hängematten hin und her. Hier hausten die Eingebornen, unter denen sich auch drei bis vier Familien mit Weib und Kind befanden, ganz ebenso wie am Lande.

Die Schwarzen dagegen fanden in der schwimmenden Ansiedlung ihre gewohnten Ajoupas. Diese unterschieden sich von den Indianerhütten dadurch, daß sie ringsum vollkommen verschlossen waren und nur eine einzige Thür den Zugang nach dem Innern derselben vermittelte. Die an das zwanglose Leben in freier Luft gewöhnten Indianer hätten sich in einer solchen Ajoupa deshalb für eingesperrt gehalten, während diese den Neigungen der Schwarzen vollkommen entsprach.

Am Vordertheile endlich erhoben sich wirkliche Docks mit den Waaren, welche Joam Garral gleichzeitig mit den Erzeugnissen seiner Wälder nach Belem schaffen wollte. In diesen weiten, der Fürsorge Benitos anvertrauten Magazinen war die reiche Fracht ebenso zweckmäßig aufgestapelt, als wäre sie im Raume eines Seeschiffes verstaut worden.

In erster Reihe bildeten siebentausend Arroben Kautschuk den kostbarsten Theil der Fracht, da ein Pfund dieses Materials damals noch drei bis vier Francs werthete. Die Jangada trug aber auch fünfzig Centner Sarsaparille, eine Semilacee, welche im Exporthandel des Amazonenstrom-Gebietes eine wichtige Stelle einnimmt, leider aber an den Ufern des Flusses immer seltener wird, da die Eingebornen beim Sammeln derselben sehr sorglos verfahren und die Mutterstengel beschädigen. Toncabohnen, die man in Brasilien als »Cumarus« bezeichnet und welche zur Darstellung gewisser ätherischer Oele dienen; Sassafras, aus dem ein vorzüglicher Wundbalsam gewonnen wird; Ballen mit Far bepflanzen, Kisten mit verschiedenen Gummiarten und Quantitäten theurer Holzarten vervollständigten diese Ladung, welche in den Provinzen von Para leicht gewinnbringend verkauft werden konnte.

Vielleicht wundert sich der Leser darüber, daß von Indianern und Schwarzen nicht mehr mitgenommen wurden, als zur Führung des Riesenfloßes erforderlich waren, während es gerathener erscheinen möchte, eine größere Anzahl zur Abwehr etwaiger räuberischer Angriffe von Seiten der Uferbevölkerung zur Hand zu haben.

Das wäre jedoch nutzlos gewesen. Die Eingebornen Centralamerikas sind nicht zu fürchten und die Zeiten längst vorüber, wo man sich noch gegen Angriffe und Ueberfälle derselben waffnen mußte. Die Indianer des Uferlandes gehören friedlichen Stämmen an, die wilderen haben sich vor der Civilisation, welche am Hauptstrome und dessen Nebenarmen immer weitere Fortschritte macht, mehr und mehr zurückgezogen. Nur entlaufene Neger, Flüchtlinge aus den Strafcolonien Brasiliens, Englands, Hollands und Frankreichs wären hier vielleicht zu fürchten. Solche giebt es aber doch nur in beschränkter Anzahl; sie schweifen in schwachen Trupps durch die Wälder und Savannen; die Jangada war jedoch genügend mit Vertheidigungsmitteln versehen, um jeden Angriff solcher Waldläufer erfolgreich abzuweisen.

Uebrigens befanden sich längs des Amazonenstromes zahlreiche Militärposten, Städte, Dörfer und Missionen in Menge. Der Wasserlauf strömt keineswegs durch eine Wüstenei, sondern durch ein Gebiet, welches sich von Tag zu Tag mehr besiedelt. An eine Gefahr, wie oben angedeutet, war also hier nicht zu denken, denn ein Angriff war kaum zu befürchten.

Zur Vervollständigung des Bildes der Jangada haben wir nun bloß noch von zwei sehr verschiedenen Baulichkeiten zu reden, welche dazu beitrugen, ihr einen besonders merkwürdigen Anblick zu verleihen.

Ganz vorn befand sich das Häuschen des Steuermannes. Wir sagen vorn, nicht hinten, wo der Platz des Letzteren doch

gewöhnlich ist. Unter vorliegenden Umständen hätte man aber ein gewöhnliches Steuerruder gar nicht gebrauchen können. Auch sehr große Ruder blieben bei der außergewöhnlichen Länge des Trains wirkungslos, selbst wenn diese von hundert kräftigen Armen gehandhabt worden wären. Man hielt die Jangada vielmehr seitlich durch lange Stacken oder Spieren, die gegen den Grund gestemmt wurden, in der Strömung oder führte sie dahin zurück, wenn sie abgewichen war. Auf diese Weise konnte man dieselbe dem einen oder anderen Ufer nähern, wenn aus irgend einem Grunde angehalten werden sollte. Drei bis vier Ubas und zwei vollständig ausgerüstete Piroguen befanden sich an Bord und vermittelten eine bequeme Verbindung mit den Ufern. Die Aufgabe des Steuermannes bestand eigentlich nur darin, das Fahrwasser aufzusuchen, die Abweichungen der Strömung zu erkennen und Wasserwirbel zu vermeiden, sowie die Buchten und anderen Stellen zu bezeichnen, an denen man bequem anlegen konnte; hierzu mußte er seinen Platz bei der gewaltigen Länge des Floßes an dessen Vordertheile einnehmen.

Wenn der Steuermann den materiellen Director der ungeheueren Maschine – ist das nicht die richtige Bezeichnung für unsere Jangada? – vorstellte, so lag die geistliche Oberleitung in der Hand eines anderen Mannes, nämlich des Padre Passanha, der bisher der Mission Iquitos vorstand.

Der jetzt siebzig Jahre zählende Padre Passanha war ein höchst rechtschaffener, für seinen geistlichen Beruf begeisterter Mann, eine ehrwürdige, herzensgute Persönlichkeit, und er erschien hiezulande, wo die Religionsdiener nicht immer lebende Tugendvorbilder sind, als der vollendetste Typus jener hochachtbaren Missionäre, welche in den verwildertsten Ländern der Civilisation so vorzügliche Dienste geleistet haben.

In der Mission von Iquitos, deren Vorstand er war, lebte Padre Passanha schon seit fünfzig Jahren. Er hatte die Tochter des Farmers Magelhaës getraut und den jungen Beamten in der Fazenda empfangen, er hatte deren Kinder getauft, unterrichtet und hoffte auch ihrem Ehebunde noch den kirchlichen Segen zu ertheilen. Padre Passanha's Alter gestattete ihm nicht mehr, seinen anstrengenden Verrichtungen vorzustehen. Für ihn war die Zeit herangekommen, zurückzutreten.

In Iquitos hatte auch schon ein jüngerer Missionär seine Stelle eingenommen, und er selbst beabsichtigte nach Para zurückzukehren, um dort seine Tage in einem jener Klöster zu beschließen, welche den ergrauten Dienern des Herrn Aufnahme bieten.

Welch' schönere Gelegenheit konnte er wohl finden, den Strom hinabzureisen, als mit dieser Familie, die er fast als die seinige betrachtete? Einen darauf bezüglichen Vorschlag hatte er mit Freuden aufgenommen, und nach dem Eintreffen in Belem sollte es ihm vorbehalten bleiben, das junge Paar, Minha und Manoel, einzusegnen. Wenn Padre Passanha aber während der Dauer der Fahrt auch mit am Tische der Familie saß, so ließ es sich Joam Garral doch nicht nehmen, ihm noch eine besondere Wohnung zu erbauen, und Gott weiß mit welcher Sorgfalt Yaquita und deren Tochter sich bemühten, diese so anheimelnd und bequem als möglich einzurichten. Gewiß hatte der alte Priester sich in seiner Amtswohnung kaum je so wohl befunden.

Ein Pfarrhaus konnte aber dem Padre Passanha unmöglich genügen, er mußte dann auch eine Kapelle haben. Diese Kapelle wurde denn auch in der Mitte der Jangada errichtet und auf dem Dache derselben ein kleiner Glockenthurm angebracht.

Sie war freilich etwas beschränkt und hätte das ganze Personal an Bord nicht fassen können; dagegen hatte man

dieselbe reich geschmückt, und wenn Joam Garral seine nette Wohnung, ganz wie auf der Ansiedlung, besaß, so hatte gewiß Padre Passanha keine Ursache, die ärmliche Kirche von Iquitos zu vermissen.

Das war also das merkwürdige Bauwerk, welches den ganzen Amazonasstrom hinuntergleiten sollte. Da lag es auf dem Strande, in Erwartung, daß es das Wasser selbst flott machen würde. Nach allen Berechnungen und Erfahrungen bezüglich des Hochwassers konnte das nicht lange auf sich warten lassen.

Am 5. Juni war Alles bereit. Der am Tage vorher eingetroffene Steuermann war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, sehr geschickt in seinem Berufe, doch daneben ein wenig dem Trunke ergeben. Trotzdem hielt Joam Garral große Stücke auf ihn und hatte denselben schon wiederholt zur Besorgung größerer Holztransporte nach Belem zu seiner Zufriedenheit verwendet.

Es muß übrigens zugestanden werden, daß Araujo – so lautete sein Name – niemals besser sah, als wenn ihm einige Glas des kräftigen Ratafia, der aus dem Saft des Zuckerrohres gewonnen wird, die Augen schärften. Er reiste auch nie ohne Begleitung einer großen, mit diesem Liqueur gefüllten Dame jeanne, der er sehr fleißig den Hof machte.

Seit einigen Tagen schon bemerkte man das Ansteigen des Stromes. Von Stunde zu Stunde hob sich das Niveau desselben, und während der achtundvierzig Stunden, welche dem höchsten Stande vorhergingen, mußte das Wasser genügend anschwellen, um den Strand der Fazenda zu überfluthen, nicht aber, um den Holztrain schon flott zu machen.

Da man sich über die Höhe, welche das Wasser gegenüber dem niedrigsten Stande desselben erreichen mußte, vollkommen im Klaren war, erwarteten alle Betheiligten diese Stunde mit leicht erklärlicher Erregung. Wenn aus unerklärlicher Ursache das Wasser des Amazonasstromes

nämlich nicht genug answoll, um die Jangada aus dem Sande zu heben, so hätte man ja die ganze gewaltige Arbeit von vorn beginnen müssen. Da die Abnahme der Hochfluth aber sehr schnell vor sich zu gehen pflegt, so hätte man auch lange Monate warten müssen, bevor ähnliche Verhältnisse wieder eintraten.

Am 5. Juni gegen Abend hatten sich die künftigen Passagiere der Jangada nach einer kleinen Anhöhe begeben, welche den Strand um etwa hundert Fuß überragte, wo sie die entscheidende Stunde mit begreiflicher Spannung, fast mit Angst erwarteten.

Hier befanden sich Yaquita, ihre Tochter, Manoel Valdez, der Padre Passanha, Benito, Lina, Fragoso, Cybele und mehrere indianische und schwarze Diener aus der Fazenda.

Fragoso freilich konnte unmöglich Stand halten, lief zum Strande hinab und wieder nach der Höhe hinauf, machte Merkzeichen und stieß ein Hurrah nach dem andern aus, wenn die Wellen dieselben erreichten.

»Er wird schwimmen, er wird schwimmen, rief er, der herrliche Zug, der uns nach Belem befördern soll! Er wird schwimmen und müßten sich alle Katarakte der Welt öffnen, um den Amazonenstrom zu schwellen!«

Joam Garral befand sich mit dem Steuermanne und zahlreicher Mannschaft auf dem Floße. Er mußte bei der Hand sein, um im letzten Augenblicke alle nöthig erscheinenden Maßregeln anzuordnen.

Ein ganzer Stamm von hundertfünfzig bis zweihundert Indianern aus der Nähe von Iquitos, abgesehen von den Bewohnern des Dorfes selbst, war zusammengeströmt, um dem interessanten Schauspiel beizuwohnen.

Alle Augen richteten sich nach einem Punkte, und in der erregten Menge herrschte doch ein tiefes Schweigen.

Um fünf Uhr Abends war das Wasser gegen dieselbe Zeit des vorhergehenden Tages um einen Fuß gestiegen und der ganze Strand verschwand schon unter den wirbelnden Wellen.

In den Planken und Bohlen des gewaltigen Baues begann es leise zu knarren, es fehlten aber noch einige Zoll Wasser, um denselben ganz aufzuheben.

Eine Stunde hindurch nahm das Knarren und Aechzen mehr und mehr zu. Die Planken knackten überall; nach und nach hoben sich die Stämme aus dem Sande. Gegen sechseinhalb Uhr erscholl lautes Freudengeschrei. Die Jangada schwamm endlich und die Strömung suchte sie nach der Mitte des Wassers hin zu ziehen. In Folge der Gegenwirkung der Taue aber, legte sie sich ruhig längs des eigentlichen Ufers an, gerade als der Padre Passanha seinen Segen über sie sprach, wie er ein Seeschiff eingesegnet hätte, dessen Schicksal in der Hand des Herrn ruht.

## Zehntes Capitel

### *Von Iquitos nach Pevas*

Am folgenden Tage, am 6. Juni, nahm Joam Garral und seine Familie Abschied von dem Intendanten und dem indianischen und schwarzen Personal, das auf der Fazenda zurückblieb. Um sechs Uhr Morgens nahm die Jangada alle ihre Passagiere – richtiger ihre Bewohner – auf, und jeder bezog seine Cabine oder vielmehr das für ihn bestimmte Haus.

Die Stunde der Abreise war da. Der Steuermann Araujo postirte sich am Vorderende und die Mannschaft mit ihren langen Stangen an der geeigneten Stelle. Joam Garral leitete mit Hilfe Benitos und Manoels das Abstoßen vom Lande.

Auf das Commando des Piloten wurden die Taue gelöst, die Stangen gegen das Ufer eingestemmt, um die Jangada abzudrängen, und sofort erfaßte sie die Strömung, mit der das Floß längs des linken Ufers hinabglitt und die Inseln Iquitos und Parianta rechts liegen ließ.

Begonnen war nun die Fahrt – enden sollte sie in Para und zwar in Belem; achthundert Meilen von dem kleinen peruanischen Dörfchen, wenn kein Zwischenfall den entworfenen Plan zerstörte. Wie sie ausgehen würde, dieses Geheimniß barg die Zukunft noch in ihrem Schoße.

Das Wetter ließ sich prächtig an. Ein mäßiger »Pampero« minderte die Gluth der Sonnenstrahlen. Dieser im Juni und Juli nicht so seltene Wind weht von einigen hundert Meilen weit von den Cordilleren herab und streicht über die unendliche Ebene von Sacramento. Hätte die Jangada Maste und Segel



gehabt, so würde sie unter der Wirkung der leichten Brise schneller dahingeglitten sein; bei den vielen Ecken und scharfen Biegungen des Stromes aber mußte man auf die Mithilfe eines solchen Motors von vornherein verzichten.

In einem so flachen Bassin wie das des Amazonasstromes, das eigentlich nur eine endlose Ebene darstellt, kann ein Flußbett selbstverständlich nur geringe Neigung haben. Man hat auch berechnet, daß die Niveaudifferenz zwischen Tabatinga an der brasilianischen Grenze und der Quelle dieses großen Wasserlaufes einen Centimeter per Meile nicht übersteigt. Nirgends in der Welt hat ein großer Strom einen so geringen Fall.

Die Stromschnelligkeit des Amazonasstromes wird denn auch bei mittlerem Wasserstande nur zu zwei Meilen in vierundzwanzig Stunden angenommen und diese zur Zeit des geringsten Wasserstandes noch nicht einmal erreicht. Während des Hochwassers freilich hat man dieselbe bis auf dreißig bis vierzig Kilometer wachsen sehen.

Unter letzteren Verhältnissen sollte die Fahrt der Jangada vor sich gehen; bei ihrer schweren Beweglichkeit nahm sie aber noch nicht einmal die Geschwindigkeit der Strömung, die ihr vorseilte, an.

Unter Berücksichtigung der zahlreichen Verzögerungen durch die Windungen des Flußbettes, durch die vielen Inseln, welche vorsichtig umschifft werden mußten, ferner die Aufenthalte, welche ja abzurechnen waren, und der zu dunklen Nächte, wo man sich nicht ohne Gefahr weiter wagen konnte, durfte der täglich zurückzulegende Weg auf mehr als fünfundzwanzig Kilometer nicht veranschlagt werden.

Die Oberfläche des Stromes ist übrigens keineswegs rein und frei, vielmehr treiben auf derselben noch grüne Bäume, abgerissene Aeste und ganze Inseln aus Gras und Gesträuch, die vom Ufer abgehoben werden, mit der Strömung hinab und

bilden natürlich ebenso viele Hindernisse für eine schnelle Schiffsbewegung.

Bald ließ man die Mündung des Nanay hinter sich, welche ein Vorsprung des linken Ufers verdeckte, auf dem vom Sonnenbrande gebräunte Getreidefelder das Vorland des tiefgrünen, kühleren Waldes bilden.

Nun glitt die Jangada mit der Strömung zwischen den zahlreichen, pittoresken Inseln dahin, deren man von Iquitos bis Pucallpa ein ganzes Dutzend zählt.

Araujo, der es nicht versäumte, Augen und Gedächtniß gelegentlich durch einen tüchtigen Schluck aus seiner Maßkanne zu kräftigen, lenkte das Fahrzeug geschickt inmitten dieses Archipels. Auf seinen Wink hoben und senkten sich auf jeder Seite des Floßes fünfzig lange Stangen in einem Augenblicke, was in der That einen merkwürdigen Anblick bot.

Inzwischen bemühte sich Yaquita mit Hilfe Linas und Cybeles die letzte Hand an die innere Einrichtung des Wohnhauses zu legen, während sich die indianische Köchin schon mit der Vorbereitung zum Frühstück beschäftigte.

Die beiden jungen Männer und Minha lustwandelten in Begleitung des Padre Passanha auf dem Deck hin und her, doch blieb Minha zuweilen stehen, um die rings um das Haus angebrachten Pflanzen zu begießen.

»Nun, ehrwürdiger Vater, begann Benito, kennen Sie eine angenehmere Art des Reisens?

– Nein, liebes Kind, antwortete Padre Passanha, es ist wirklich, als ob man mit seinem ganzen Heim unterwegs wäre!

– Und so bequem dazu, daß man von Hunderten von Meilen keine Anstrengung spürt.

– Sie werden, fiel Minha ein, gewiß nicht bereuen, mit uns gereist zu sein. Erscheint es Ihnen nicht so, als wären wir auf

einer Insel, die, vom Betrand des Stromes abgelöst, mit ihren Wiesen und Bäumen stromabwärts triebe? Nur daß...

– Nun, nur daß?... wiederholte Padre Passanha.

– Daß diese Insel, Padre, das Werk unserer eigenen Hand ist, daß sie uns gehört und ich sie allen übrigen Inseln des Amazonenstromes vorziehe. Ich habe wohl ein Recht, etwas stolz auf sie zu sein!

– Gewiß, liebe Tochter, erwiderte Padre Passanha, ich absolvire Dich auch gern von dieser sonst sündhaften Empfindung des Stolzes. Zudem würde ich mir nicht erlauben, in Gegenwart Manoels auf Dich zu schelten.

– O, erst recht, rief das junge Mädchen heiter. Manoel mag es immer lernen, mich zu schelten, wenn ich es verdiene. Jetzt ist er gegen meine kleine Person, die ja auch ihre Fehler hat, gar zu nachsichtig.

– Nun, liebe Minha, nahm Manoel das Wort, dann werde ich gleich von Deiner Erlaubniß Gebrauch machen, um Dich zu erinnern...

– An was?

– Daß Du die Bibliothek der Fazenda so emsig durchstudirt und mir versprochen hast, mich über Alles, was den oberen Amazonenstrom betrifft, aufzuklären. In Para kennen wir denselben nur sehr mangelhaft; hier zeigen sich nun schon verschiedene Inseln auf dem Wege der Jangada, ohne daß Du daran denkst, mir auch nur deren Namen zu nennen.

– Ja, wer wäre das im Stande? rief das junge Mädchen.

– Nein, das ist zuviel verlangt, bekräftigte Benito seiner Schwester Worte. Wer vermöchte die Hunderte von Namen der »Tupisprache« im Gedächtniß zu behalten, welche alle jene Inseln und Eilande tragen. Damit käme kein Mensch zurecht. Die Amerikaner verfahren bezüglich ihrer Mississippi-Inseln praktischer, sie numeriren dieselben...

– Wie sie die Avenuen und Straßen ihrer Städte numeriren, fuhr Manoel fort. Offen gestanden, liebe ich dieses todte Numerirungssystem nicht besonders. Es giebt doch der Einbildungskraft gar keine Nahrung, wenn man von der vierundsechzigsten Insel, von der fünfundsechzigsten spricht, oder wenn man eine Straße als die sechste in der dritten Avenue bezeichnet. Bist Du nicht auch meiner Meinung, liebe Minha?

– Gewiß, Manoel, mein Bruder hat da seine eigene Ansicht, bestätigte das junge Mädchen. Kennen wir aber auch ihre Namen nicht, so sind die Inseln unseres großen Stromes doch nicht minder schön! Seht, wie sie daliegen unter dem Schatten riesenhafter Palmen mit zurückgebogenen Fächerblättern! Und der Kranz von Rosengebüsch, der sie so dicht umschließt, daß kaum eine schmale Pirogue sich hindurchzwängen könnte! Dazu die Mangobäume, deren merkwürdige Wurzeln sich gleich Klauen eines ungeheueren phantastischen Geschöpfes an den Uferrand klammern! O, diese Inseln sind herrlich und schön – das Eine fehlt ihnen, sie können sich nicht wie die unsrige von der Stelle bewegen!

– Meine kleine Minha läßt ihrer Phantasie heute ein wenig die Zügel schießen, bemerkte Padre Passanha lächelnd.

– Ach, würdiger Vater, antwortete das junge Mädchen, ich fühle mich so glücklich, Alles ringsum so glücklich und zufrieden zu sehen!«

Da erscholl die Stimme Yaquitas, welche Minha nach dem Innern des Hauses rief.

Lachend hüpfte das junge Mädchen von dannen.

»Sie werden an ihr eine lebenswürdige Gefährtin für das spätere Leben haben, sagte Padre Passanha zu dem jungen Manne. Der ganzen Familie Glück und Freude führen Sie hinweg, lieber Freund!

– Mein Herzensschwesterchen! fügte Benito hinzu. Wie werden wir sie vermissen! Ja, der Padre hat Recht. Doch, wenn Du sie nun nicht heiratetest, Manoel!... Jetzt wär's noch Zeit, da bliebe sie bei uns!

– Sie wird auch bei Euch bleiben, Benito, erwiderte Manoel. Glaube mir, ich ahne, daß die Zukunft uns Alle vereinen wird!«

Der erste Reisetag verlief ganz nach Wunsch. Frühstück, Mittagsmahl, Siesta, Promenaden – Alles blieb in seiner Ordnung, ganz wie auf der Fazenda von Iquitos.

Während der ersten vierundzwanzig Stunden fuhr man ohne Zwischenfall an den Mündungen der Rios Bacali, Chochio und Pucalppa am linken, an denen der Rios Itinicari, Maniti, Moyoc und Tuyuca am rechten Ufer, sowie an den gleichnamigen Inseln vorüber. Da die Nacht mondhell war, brauchte man nicht anzuhalten, und das große Floß glitt friedlich auf dem gewaltigen Amazonasstrome weiter.

Am folgenden Tage, am 7. Juni, kam die Jangada nach dem Ufer am Dorfe Pucalppa, das auch Neu-Oran genannt wird. Das fünfzehn Meilen stromabwärts und ebenfalls am linken Ufer gelegene alte Oran ist jetzt verlassen; die Bevölkerung des erstgenannten besteht aus Indianern von dem Mayorunas-, und dem Orejones-Stamme. Kaum vermag man sich einen pittoreskeren Anblick zu denken, als den dieses Dorfes, dessen Vorland mit Röthel gefärbt erscheint, mit seiner unvollendeten Kirche, seinen Hütten, über deren Strohdächer schlanke Palmen ihr Haupt erheben, und mit den wenigen, halb auf dem Strande liegenden Ubas, welche die Bewohner besitzen.

Auch im Laufe des 7. Juni folgte die Jangada immer dem linken Ufer und passirte dabei verschiedene unbekannte und unbedeutende Nebenflüsse. Einmal drohte sie, an der stromaufwärts gerichteten Spitze der Insel Sinicuro aufzulaufen; dem von seinen Leuten kräftig unterstützten

Piloten gelang es aber, dieser Gefahr zu entkommen und sich richtig in der Strömung zu erhalten.

Gegen Abend befand man sich einer länger ausgedehnten Insel gegenüber, der Insel Napo, benannt nach dem Flusse, der hier von Nordnordwesten herkommend seine Wassermassen durch eine etwa achthundert Meter breite Mündung mit dem Amazonenstrom vereinigt, nachdem er vorher die Gebiete der Cotos-Indianer vom Orejones-Stamme durchströmt hat.

Am Morgen des 8. Juni glitt die Jangada an der kleinen Insel Mango vorbei, die den Napo zu einer Theilung in zwei Arme zwingt, bevor er in den Amazonenstrom fällt.

Einige Jahre später suchte ein französischer Reisender, Namens Paul Marcoy, die Farbe des Wassers in diesem Nebenstrom zu bestimmen, die er ganz richtig mit der absynthähnlichen Färbung des grünen Opals vergleicht. Daneben beabsichtigte er auch einige Maßangaben La Condamine's zu berichtigen, traf aber die Mündung des Napo vom Hochwasser geschwellt an, während die Strömung unter dem Drucke der von dem Ostabhange des Cotopaxi herabstürzenden Wassermassen eine sehr heftige war und sich brandend und zischend mit den gelblichen Fluthen des Amazonenstromes vermischte.

An der Mündung dieses Flusses zeigten sich einige Indianer. Sie waren kräftig gebaut, hoch von Wuchs, hatten offene, flatternde Haare und trugen durch die Nasenscheidewand ein Stäbchen von Palmenholz, und im Ohrläppchen, das dadurch bis zur Schulter verlängert wurde, schwere Scheiben aus kostbarem Holze. In ihrer Gesellschaft befanden sich einzelne Frauen. Keiner derselben schien aber an Bord kommen zu wollen.

Man ist der Meinung, daß diese Eingebornen Menschenfresser seien; dieselbe Beschuldigung wird aber in Bezug auf so viele, längs der Stromufer siedelnde Stämme

erhoben, daß man, wenn jene Beschuldigung begründet wäre, gewiß schon mehr Beweise dafür in Händen hätte, die noch bis heute gänzlich fehlen. Einige Stunden später erschien an einer ziemlich niedrigen Uferstelle das Dorf Bella Vista mit seinen prächtigen Baumgruppen, die eine Anzahl strohgedeckter Hütten überragten, auf welche mittelhohe Bananen ihre breiten Blätter gleich Wasserstrahlen aus einem überlaufenden Becken herabfallen ließen.

Der Steuermann führte, um besseres Fahrwasser aufzusuchen, den Train nun nach dem rechten Stromufer, dem er sich bisher noch nicht genähert hatte.

Dieses Manöver bot zwar einige Schwierigkeiten, doch wurden dieselben, unter wiederholter Inanspruchnahme der Maßkanne, glücklich überwunden.

Bei dieser Gelegenheit wurden auch einige der zahlreich vorkommenden Lagunen sichtbar, die sich längs des ganzen Amazonasstromes eingestreut finden und oft keinerlei Zusammenhang mit dem Flusse haben. Eine solche von mittlerem Umfange, die Lagune von Oran genannt, erhielt ihren Zufluß durch eine breite Oeffnung. In der Mitte des Flusses liegen mehrere Inseln und eigenthümlich gruppirte Eilande, am rechten Ufer erkannte Benito die Stelle des alten Oran, von dem freilich nur noch unscheinbare Spuren vorhanden waren.

Je nach dem Verlaufe der Strömung hielt sich die Jangada abwechselnd näher dem rechten oder dem linken Ufer und kam davon, ohne irgend anzustoßen oder zu streifen. Die Passagiere hatten sich an die jetzige Lebensweise schon vollständig gewöhnt. Joam Garral, der seinem Sohne die Sorge für die commercielle Seite der Expedition vollkommen überließ, hielt sich meist nachdenkend und mit Schreiben beschäftigt in seinem Zimmer auf. Ueber den Inhalt seiner Arbeit machte er Niemand, nicht einmal Yaquita, eine Mittheilung, und doch

schien jene allmählich den Umfang einer wirklichen Abhandlung anzunehmen.

Benito hatte die Augen überall, besprach sich mit dem Steuermanne und bestimmte mit diesem die Fahrtrichtung. Yaquita, ihre Tochter und Manoel blieben gewöhnlich zusammen und unterhielten sich entweder über Zukunftspläne oder spazierten nur umher, als befänden sie sich im Park der Fazenda. Ihre Lebensweise schien gar keine Veränderung erlitten zu haben. Von Benito freilich konnte man nicht dasselbe sagen, denn er hatte noch keine Gelegenheit gefunden, seiner Jagdliebhaberei zu fröhnen. Wenn ihm die Wälder von Iquitos mit ihren Raubthieren, den Agoutis, Peccaris und Wasserschweinen fehlten, so flatterten doch ganze Schwärme von Vögeln umher und scheuten sich auch nicht, zuweilen auf die Jangada selbst herabzukommen. War es eßbares Geflügel, so schoß Benito wohl auf dieselben, und dann erhob auch seine Schwester, da Allen ein Vortheil daraus erwuchs, keinen Widerspruch; kamen aber gelbliche oder graue Reiher, rothe oder weiße Ibisse, welche das Uferland fleißig besuchen, auf das Floß, so blieben diese aus Rücksicht für Minha verschont. Nur eine, wenn auch nicht eßbare Art Silbertaucher fand in den Augen des jungen Kaufmannes keine Gnade, nämlich der »Caiarara«, der ebenso leicht taucht wie er fliegt und schwimmt, und dessen Flaum auf allen Märkten des Amazonenbassins hoch im Preise steht.

Nachdem sie noch bei dem Dorfe Omaguas und an der Mündung des Ambiacu vorüber gekommen, langte die Jangada endlich, am 11. Juni gegen Abend, in Pevas an und wurde daselbst am Ufer verankert.

Da es vor Ablauf einiger Stunden noch nicht Nacht werden konnte, ging Benito, der den allzeit bereiten Fragoso mitnahm, an's Land, wobei die beiden Jäger das Gehölz in der Umgebung des kleinen Fleckens absuchten. Ein Agouti und ein



Wasserschwein, nebst einem Dutzend Rebhühner lieferte dieser glückliche Ausflug zur Bereicherung der Speisekammer.

In Pevas, dessen Einwohnerzahl auf zweihundertsechzig angegeben wird, hätte Benito vielleicht einige Geschäfte mit den Laienbrüdern der Mission, welche ebenfalls Großhandel betreiben, machen können; diese hatten aber erst vor Kurzem Ballen mit Sarsaparille und eine Anzahl Arroben Kautschuk nach dem niederen Amazonasstrom abgesendet, so daß ihre Magazine jetzt leer standen.

Die Jangada fuhr also mit Tagesanbruch wieder ab und gelangte in den, von den Inseln Jatio und Cochiquinas gebildeten Archipel, während sie das Dorf gleichen Namens zur Rechten liegen ließ. Durch die Zwischenräume jener Inseln bemerkte man dabei die Mündungen verschiedener unbedeutender und deshalb namenloser Zuflüsse.

Einzelne Eingeborne mit geschorenem Kopfe und Tätowirungen an Stirn und Wangen, welche an den Nasenflügeln und unterhalb der Unterlippe metallene Scheibchen trugen, erschienen vorübergehend an den Ufern. Sie waren mit Pfeilen und Sarbacanen (eine Art Blasrohr) bewaffnet, machten davon jedoch keinen Gebrauch und versuchten überhaupt nicht, sich mit der Jangada in Verbindung zu setzen.

## Elftes Capitel

### *Von Pevas nach der Grenze*

Während der nächstfolgenden Tage ging die Reise ohne bemerkenswerthe Zwischenfälle von statten. Die Nächte waren so schön, daß der lange Holzzug ohne Aufenthalt mit der Strömung weiter trieb. Die beiden reizenden Ufer des Flusses schienen fortzurücken, wie die Panoramen, welche vor den Augen des Zuschauers vorübergezogen werden. In Folge einer optischen Täuschung, an welche die Augen sich unbemerkt gewöhnten, schien die Jangada still zu stehen und das Uferland zu beiden Seiten sich rückwärts zu bewegen.

Benito konnte jetzt natürlich nicht auf die Jagd gehen, da nirgends Halt gemacht wurde; das fehlende Wild wurde dafür aber durch den reichen Ertrag des Fischfangs ersetzt.

Man erlangte dadurch nämlich viele verschiedene und ausgezeichnete Fische, wie »Pacos«, »Surubis«, »Gamitanas« mit vortrefflichem Fleische, und mehrere Exemplare jener großen »Duridaris« genannten Rochen, die am Bauche roth, am Rücken schwarz gefärbt sind und ziemlich giftige Stacheln besitzen. Zu Tausenden fing man auch »Candirus«, eine Art kleiner Welse, von denen eine Abart mikroskopisch klein ist und den Badenden, der unvorsichtiger Weise unter dieselben geräth, scheinbar mit einer weichen Kruste von Schlamm überzieht.

Die Fluthen des Amazonenstromes waren aber auch von anderen Wasserthieren bevölkert, welche die Jangada manchmal stundenlang begleiteten.

Da gab es riesige, zehn bis zwölf Faß lange, »Pirarucus« mit breiten, scharlachroth geränderten Schuppen, deren Fleisch freilich nur von den Eingebornen gegessen wird. Diesen stellte man natürlich nicht nach, so wenig wie den großen zahllosen Delphinen, welche sich zu Hunderten lustig umhertummelten, mit dem Schwanze an die Planken des Floßes schlugen, vor und hinter demselben ihr Spiel trieben und die Wellen des Flusses mit farbigen Reflexen und Wasserstrahlen schmückten, die sich durch Lichtbrechung in ebensovielen Regenbogen verwandelten.

Am 16. Juni traf die Jangada, nachdem sie bei Annäherung an die Ufer mehrere Untiefen glücklich passirt hatte, an der großen Insel San Pablo ein und hielt am nächstfolgenden Abend bei dem am linken Ufer des Amazonasstromes gelegenen Dorfe Moromoros an. Nach weiteren vierundzwanzig Stunden, während der sie an den Mündungen des Atacoari, des Cocha und endlich des »Furo« oder des Kanals vorüberkamen, der mit dem See von Cabello Cocha in Verbindung steht, hielt sie am rechten Ufer in der Höhe der Mission von Cocha an. Hier ist das Land der Marahuas-Indianer, die rings um den Mund eine Art Fächer von sechs Zoll langen Palmendornen tragen, was ihnen eine gewisse Aehnlichkeit mit einer Katze verleiht, eine Sitte, welche, nach Paul Marcroy's Angabe, daher rührt, daß sie sich bemühen, an Aussehen dem Tiger zu gleichen, den sie seiner Kühnheit, Kraft und Schlaueit wegen über Alles hochhalten. Es ließen sich auch einige Marahuasweiber sehen, welche rauchten, das brennende Ende der Cigarre aber zwischen den Zähnen hielten. Wie der König der Amazonenwälder gingen Alle nahezu nackt.

Die Mission von Cocha wurde jener Zeit von einem Franziskanermönch geleitet, der dem Padre Passanha einen Besuch abzustatten wünschte.

Joam Garral nahm den Geistlichen sehr zuvorkommend auf und lud ihn sogar ein, an der Familientafel Platz zu nehmen.

Gerade an diesem Tage machte das Mittagessen der indianischen Köchin alle Ehre.

Die herkömmliche Bouillon mit würzigen Kräutern, Pastete, welche meist als Ersatz des brasilianischen Brotes genossen und aus Maniocmehl mit Fleischbrühe und Tomatensauce hergestellt wurde, Reis mit Geflügel in pikanter Sauce aus Essig und »Malagueta«, ein Gericht aus gewürztem Gemüse, mit Zimmet überstreuter Kuchen, das war schon ein außerordentlicher Speisezettel für den armen Mönch, der sich meist auf die mageren Fastenspeisen des Kirchspiels beschränkt sah. Man suchte ihn also zurückzuhalten. Yaquita und ihre Tochter thaten dazu Alles, was in ihren Kräften stand, der Franziskaner mußte aber noch denselben Abend einen in Cocha krank darniederliegenden Indianer besuchen. Er dankte also für das gastfreundliche Anerbieten und ging wieder weg, nachdem ihm einige Geschenke aufgenöthigt worden waren, die von den Neubekehrten seiner Mission gewiß willkommen geheißen wurden.

Die beiden nächsten Tage hatte der Pilot Araujo viel zu thun. Das Bett des Stromes erweiterte sich zwar mehr und mehr, es lagen aber auch zahlreiche Inseln darin und die Schnelligkeit der durch jene Hindernisse verengerten Strömung nahm merkbar zu. Es bedurfte aller Vorsicht, um zwischen den Inseln Caballo-Cocha, Tarapote und Cacao hindurchzukommen, auch mußte wiederholt Halt gemacht und die Jangada mehrmals von Sandbänken, auf welche sie zu laufen drohte, abgedrängt werden. Dann waren alle Hände bei der Arbeit und unter solchen schwierigen Umständen kam am Abend des 20. Juni Nuestra Senora de Loreto in Sicht.

Loreto ist die letzte peruanische Stadt am linken Stromufer, ehe man an die Grenze von Brasilien gelangt. Eigentlich

besteht sie nur aus einem Dorfe mit gegen zwanzig Häusern auf hügeligem Lande, dessen Hervorragungen aus Ockererde und Thon gebildet sind.

Die Mission daselbst wurde von jesuitischen Missionären im Jahre 1770 gegründet. Die Ticumas-Indianer, welche die Gebiete nördlich vom Strome bewohnen, haben röthliche Haut, dichtes Haar und sehen mit ihrem streifig bemalten Gesicht fast wie ein lackirter chinesischer Tisch aus; Männer und Frauen tragen als Kleidung weiter nichts als Baumwollenstücke, die sie um Brust und Lenden winden. Ihre Anzahl an den Ufern des Atacoari wird auf höchstens zweihundert geschätzt, der letzte Rest einer sonst mächtigen Nation, die von vielen Häuptlingen beherrscht wurde.

In Loreto lebten auch einige peruanische Soldaten und zwei oder drei portugiesische Kaufleute, welche mit Baumwollenstoffen, gesalzenen Fischen und Sarsaparille Handel trieben.

Benito ging an's Land, um womöglich einige Ballen dieser, auf allen Märkten am Amazonenstrome sehr gesuchten Smilacee einzukaufen. Joam Garral unterbrach auch hier seine Arbeit nicht, welche überhaupt alle seine disponible Zeit in Anspruch nahm. Yaquita, ihre Tochter und Manoel blieben ebenfalls an Bord der Jangada. Die Muskitos von Loreto sind nämlich so berüchtigt, daß sie Jedermann, der nicht entschlossen ist, den entsetzlichen Dipteren etwas von seinem Blute zum Opfer zu bringen, von einem Besuche der Stadt abhalten.

Manoel hatte darüber einige Worte geäußert, welche Niemand Lust machen konnten, sich den Stichen jener Insecten auszusetzen.

»Man behauptet, fügte er hinzu, daß die neun Arten, welche an den Ufern des Amazonenstromes vorkommen, sich bei dem Dorfe Loreto ein Stelldichein zu geben pflegen. Ich will es

glauben, ohne es übrigens beweisen zu können. Du wirst hier, liebe Minha, also die Auswahl haben zwischen den grauen, den behaarten, den weißfüßigen und den Zwergmuskitos, zwischen den Fanfarenbläsern, den kleinen Querpfeifern, den Urutuquis, Harlequins, den großen Negern und den Waldfüchsen, oder sie würden vielmehr über Dich ohne Auswahl herfallen, so daß Du gewiß ganz unkenntlich zurückkämost. Ich habe die Ueberzeugung, daß diese blutdürstigen Dipteren die brasilianische Grenze besser schützen als die elenden, mageren armen Teufel von Soldaten, die wir dort am Strande sehen!

– Wenn aber Alles in der Natur einen Zweck hat, fragte das junge Mädchen, zu was in aller Welt sind die Muskitos da?

– Wahrscheinlich nur zum Ergötzen der Entomologen, antwortete Manoel, ich wäre mindestens außer Stande, Dir eine bessere Aufklärung zu geben.«

Was Manoel über die Muskitos von Loreto gesagt hatte, war nur allzurichtig. Zum Beweise dafür erschien auch Benito, als er nach Abschluß seiner Einkäufe wieder an Bord kam, im Gesicht und an den Händen von Tausenden rother Punkte tätowirt, ohne die Sandflöhe zu erwähnen, die sich trotz dichter Lederstiefeln unter seinen Zehen eingenistet hatten.

»Fort, fort, so schnell als möglich! rief Benito. Die Legionen verwünschter Insecten könnten uns sonst überfallen und die Jangada wäre gar nicht mehr zu bewohnen.

– Und dazu importirten wir jene auch noch nach Para, setzte Manoel hinzu das für den eigenen Bedarf schon mehr als genug besitzt!«

Um die Nacht nicht an diesem gefährlichen Strande zu verbringen, wurde die Jangada losgemacht und nach der Strömung geschoben.

Von Loreto aus wendete sich der Amazonasstrom zwischen den Inseln Arava, Cuyari und Urucutea etwas nach Südosten. Die Jangada glitt jetzt auf den schwarzen Wellen des Cajarú

hin, die sich nach und nach mit dem helleren Wasser des Amazonasstromes vermischen. Nachdem man am Abend des 23. Juni diesen Zufluß des linken Ufers hinter sich gelassen, fuhr dieselbe längs der großen Insel Jahuma friedlich weiter.

Der Sonnenuntergang am reinen Horizont versprach eine jener herrlichen tropischen Nächte, welche man in den gemäßigten Zonen fast gar nicht kennt. Ein leichter Wind kühlte die Luft. Bald stieg der Mond am sternbeglänzten Himmel empor und ersetzte während einiger Stunden die in jenen niedrigen Breiten fehlende Dämmerung. Dabei leuchteten aber die Sterne in unvergleichlicher Reinheit. Die ungeheure Fläche des Wasserbeckens schien sich bis ins Unendliche auszudehnen, so daß man sich auf ein Meer versetzt glaubte, und an den Enden dieser, über zweihunderttausend Millionen Meilen langen Achse erschienen im Norden der vereinzelt Diamant des Polarsternes, im Süden die vier Brillanten des südlichen Kreuzes.

Die Bäume des linken Ufers und die der Insel Jahuma wurden nur in ihren schwarzen Umrissen sichtbar. Nur an ihrer Silhouette konnte man die Stämme oder vielmehr die Säulenschäfte der Copahus unterscheiden, die sich schirmartig ausbreiten, die Gruppen von »Sandis«, aus denen ein dicklicher Saft gewonnen wird, der gleich dem Weine berauschen soll, die achtzig Fuß hohen »Vignaticos«, deren Gipfel bei der leichten Luftströmung schwankten.

»Welch' ergreifende Predigt, diese Wälder des Amazonasstromes!« hat man gewiß mit Recht gesagt. Man hätte auch noch hinzusetzen können: »Welch' entzückender Lobgesang, diese tropischen Nächte!«

Die Vögel ließen ihr letztes Abendlied erschallen; »Bentivis«, die in den Rosengebüschen des Ufers nisteten; »Niambus«, eine Art Rebhühner, deren Gesang aus vier vollkommen harmonisierenden Tönen besteht und welchen andere

Vögel wohl oder übel nachzuahmen suchten; »Kamichis« mit klagenden Tönen; Taucherenten, deren Geschrei gleich einem Signal auf das Geschrei anderer Genossen zu antworten scheint; »Canindes« mit scharfer durchdringender Stimme; und rothe »Aras«, die in den Blätterkronen der »Jaquetibas« umherflattern, deren glänzende Farben bei dem nächtlichen Dunkel verschwanden.

Auf der Jangada waren alle Leute auf dem Posten, aber gemächlich hingestreckt. Nur die hohe Gestalt des Steuermannes war auf dem Vordertheile zu sehen, wenn auch im Schatten der Nacht nur undeutlich zu unterscheiden. Einzelne Wachtposten mit langen Stangen auf der Schulter erinnerten an ein Lager tatarischer Reiter. Am Flaggenstocke hing die brasilianische Fahne am Vordertheile des Trains, der Wind war aber nicht stark genug das Flaggentuch zu entfalten.

Um acht Uhr ertönten die drei ersten Glockenschläge zum Nachtgebete von dem Thürmchen der Kapelle.

Wiederum ertönen die hellen Glocken nach dem zweiten und dritten Verse und zuletzt begleiteten die schnelleren Schläge der kleineren Glocke die Salutation.

Die ganze Familie war nach dem schönen Junitage unter der Veranda sitzen geblieben, um noch eine Zeit lang die frische Luft zu genießen. Bis jetzt hatte man es jeden Abend so gehalten, und während Joam Garral immer stillschweigend sich begnügte, den Anderen zuzuhören, plauderten die jungen Leute bis zur Schlafenszeit.

»O, unser schöner Fluß! Unser prächtiger Amazonasstrom! rief das junge Mädchen, dessen Begeisterung für den großen südamerikanischen Strom überall hindurchbrach.

– Gewiß, ein Strom ohne Gleichen! antwortete Manoel, ich lerne dessen Reize immer mehr und mehr bewundern. Wir fahren jetzt auf demselben hinab wie vor Jahrhunderten Orellana, wie La Condamine, und ich erstaune nicht mehr



darüber, daß diese so entzückende Schilderungen von jenem geliefert haben.

– Freilich etwas fabelhafte, bemerkte Benito.

– Aber, liebster Bruder, erwiderte das junge Mädchen in vollem Ernst, sage nichts Schlechtes von unserem Amazonasstrome!

– Es ist doch nicht schlecht von ihm gesprochen, Schwesterchen, wenn ich daran erinnere, daß er auch seine Sagen und Legenden hat!

– Ja, das ist wahr, sagte Minha, und noch dazu reizende Legenden.

– Wirklich? fragte Manoel, ich muß gestehen, daß diese noch nicht bis Para hinabgedrungen oder doch wenigstens mir nicht zu Ohren gekommen sind!

– Ei, was lehrt man denn aber in den Collegien in Belem? warf das junge Mädchen lachend ein.

– Ich sehe allmählich ein, daß man uns dort gar nichts lehrt, antwortete Manoel.

– Wie, mein werther Herr, fuhr Minha in komischem Ernste fort, Sie wissen außer anderen Sagen nichts davon, daß ein ungeheueres Reptil, mit Namen der Minhocao, den Amazonasstrom bisweilen besucht und daß das Wasser desselben steigt oder fällt, je nachdem die gigantische Schlange darin untertaucht oder es wieder verläßt?

– Hast Du diesen phänomenalen Minhocao denn schon einmal gesehen? fragte Manoel.

– Leider nein, gestand Minha.

– Das ist doch schade, glaubte Fragoso bemerken zu müssen.

– Und die »Mae d'Agua«, fuhr das junge Mädchen fort, jene stolze und furchtbare Frau, deren Blick die Vorwitzigen, welche nach ihr schauen, bezaubert und unter das Wasser zieht!

– Ja wohl, eine Mae d’Agua giebt es wahrhaftig, rief die naive Lina. Man erzählt, daß sie zuweilen am Ufer selbst wandelt, aber wie eine Nixe verschwindet, wenn sich ihr Jemand nähert.

– Nun, Lina, begann Benito, Du wirst es mir sagen, wenn Du sie einmal wiedersiehst.

– Wohl damit die Nixe Sie wegfängt und nach dem Grunde des Stromes hinabzieht? Nein, Herr Benito, nimmermehr!

– Sie glaubt wahrlich steif und fest daran, kicherte Minha.

– O, es gibt sehr viele Leute, welche an den Baumstamm von Manao glauben! ließ sich Fragoso vernehmen, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, zu Gunsten Linas zu interveniren.

– An den Baumstamm von Manao? wiederholte Manoel. Welche Bewandniß hat es mit dem Stamme?

– Herr Manoel, antwortete Fragoso, es scheint als ob es einen »Turumastamm« gäbe oder doch gegeben habe, der Jahr für Jahr zu derselben Zeit den Rio Negro herabkam, einige Tage bei Manao liegen blieb und dann bis Para hinabschwamm, wobei er an jedem Flußhafen kurze Zeit Halt machte und von den Indianern mit kleinen Fähnchen geschmückt wurde. In Belem angelangt, wendete er um, trieb den Amazonenstrom wieder hinauf und kehrte durch den Rio Negro nach dem Walde zurück, aus dem er geheimnißvoll gekommen war. Einmal hat man wohl versucht, ihn an’s Land zu ziehen, da soll der Fluß aufgeschäumt und getobt haben, daß man davon abstehen mußte, ihn zu erlangen. Später soll ein Schiffskapitän ihn harpunirt haben, um ihn wegzuschleppen... auch da habe der Strom die Taue zerrissen und der Stamm soll wie ein Wunder verschwunden sein!

– Und was ist zuletzt aus ihm geworden? fragte die junge Mulattin.

– Er scheint sich bei seiner letzten Fahrt verirrt zu haben, und ist wohl statt den Rio Negro, den Amazonasstrom weiter hinauf geschwommen, seitdem aber nicht wieder gesehen worden.

– O, wenn wir den unterwegs fänden! rief Lina.

– Wenn wir ihn finden, da setzen wir Dich darauf, Lina; er trüge Dich dann in seinen geheimnißvollen Wald und Du würdest selbst dabei zur märchenhaften Najade!

– Das wäre herrlich! jubelte das lustige junge Mädchen.

– Das sind ja Sagen in Hülle und Fülle, begann darauf Manoel, und ich gebe zu, daß der Strom ihrer werth ist. Doch es knüpfen sich auch wahre Geschichten an denselben. Ich kenne eine solche, und wenn ich nicht fürchtete, Euch traurig zu stimmen – denn sie ist sehr tragischer Natur – so würde ich sie zum Besten geben.

– Ach bitte, erzählen Sie, Herr Manoel, bat Lina, ich höre Erzählungen, die Einem Thränen auspressen, gar zu gern.

– Was, Du und weinen, Lina? spöttelte Benito.

– Gewiß, Herr Benito, aber ich weine gern lachend.

– Nun wohl, Manoel, so erzähle nur.

– Es handelt sich um das Schicksal einer Französin, welche im achtzehnten Jahrhundert an diesen Ufern das Unglück fürchterlich verfolgte.

– Wir hören gern zu, sagte Minha dazwischen.

– Ich beginne also. Im Jahre 1741, gesellte man zu Bouguer und La Condamine, den zwei französischen Gelehrten, welche ausgesandt waren, um einen Erdengrad unter dem Aequator zu messen, auch einen verdienstvollen Astronomen zu, Namens Godin des Odonais.

»Godin des Odonais reiste also ab, aber er begab sich nicht allein nach der Neuen Welt, sondern er nahm sein junges Weib, seine Kinder, den Schwiegervater und einen Schwager mit.

Alle kamen gesund und munter in Quito an. Hier begann für Madame des Odonais aber schon das Unglück, denn sie verlor binnen wenigen Monaten mehrere Kinder.

Nach Vollendung seiner Aufgabe gegen 1759, mußte Godin des Odonais Quito verlassen und begab sich nach Cayenne. In dieser Stadt angelangt, wollte er seine Familie nachkommen lassen; inzwischen war jedoch Krieg ausgebrochen und er mußte von der portugiesischen Regierung erst einen Erlaubnißschein auswirken, um seine Gattin und die Uebrigen unbehelligt ziehen zu lassen.

Wer hielte es für möglich, daß nun mehrere Monate verstrichen, bevor diese Erlaubniß erteilt wurde?

Verzweifelt über diese Verzögerung, entschloß sich Godin des Odonais im Jahre 1765 selbst den Amazonenstrom hinaufzureisen, um seine Frau in Quito abzuholen; gerade als er aufbrechen wollte, überfiel ihn plötzlich eine Krankheit, so daß er sein Vorhaben unmöglich ausführen konnte. Endlich hatten seine früheren Schritte doch Erfolg, und Frau des Odonais erhielt die Nachricht, daß der König von Portugal ihr die erforderliche Erlaubniß erteilt und auch Befehl gegeben habe, ein Fahrzeug in Stand zu setzen, auf dem sie den Strom hinabfahren könne, um sich zu ihrem Manne zu begeben. Gleichzeitig sollte sie eine Escorte an einer der oberen Missionen des Amazonenstromes erwarten.

»Frau des Odonais fehlte es nicht an Muth, wie Ihr gleich sehen werdet. Sie zögerte keinen Augenblick und reiste, trotz der Gefahren einer solchen Fahrt quer durch den ganzen Continent, bald ab.

– Das war ihre Pflicht als Gattin, Manoel, ließ sich Yaquita vernehmen, ich hätte dasselbe gethan.

– Frau des Odonais, fuhr Manoel fort, begab sich zunächst nach Rio Bamba, südlich von Quito, und nahm ihren Stiefbruder, ihre Kinder und einen französischen Arzt mit.

Zunächst kam es darauf an, die Mission an der brasilianischen Grenze zu erreichen, wo das Fahrzeug und die Escorte ihrer warten sollten.

Die Reise ließ sich anfänglich recht gut an; die Gesellschaft fuhr in einem Boote auf den Zuflüssen des Amazonasstromes nach diesem hinab. Nach und nach stellten sich aber Schwierigkeiten aller Art ein und dazu herrschten in der Gegend die Blattern. Zwar boten sich mehrere landeskundige Führer an, die meisten liefen aber in wenigen Tagen wieder davon, und der letzte, der einzige, der bei den Reisenden treu aushielt, ertrank im Bobonasa, als er dem französischen Arzte Hilfe bringen wollte.

»Das Boot stieß später gegen Felsen und auf den Fluthen treibende Stämme und wurde bald gänzlich unbrauchbar. Jetzt galt es, zu Lande weiter zu ziehen, immer am Rande undurchdringlicher Wälder hin, an dem man zuweilen mit Mühe einfache Blätterhütten errichtete. Der Arzt erbot sich, mit einem Neger, der Frau des Odonais niemals hatte verlassen wollen, voraus zu gehen, um Hilfe zu bringen. Beide brachen auf. Man erwartete sie mehrere Tage... Vergebens!... Sie kehrten niemals wieder!

»Inzwischen geht der Mundvorrath zu Ende. Die Verlassenen suchen vergebens, auf einem Floße den Bobonasa hinabzufahren. Sie müssen in den Wald zurück und zu Fuße durch unentwirrbare Dickichte langsam weiterziehen. Das war zuviel für die armen Leute! Trotz der liebevollen Sorge der muthigen Französin sinken sie dahin, Einer nach dem Andern, und binnen wenigen Tagen sind Kinder, Aeltern, Diener, alle, alle todt!

– Ach, die arme Frau! rief Lina.

– Frau des Odonais steht nun allein, fuhr Manoel fort. Sie befindet sich noch tausend Meilen von ihrem Ziele, dem Ocean. Die Mutter ist es nicht mehr, die jetzt am Strom

hinabwandert – die Mutter hat ja ihre Lieblinge verloren und alle mit eigener Hand in den Schoß der Erde gebettet!... Es ist die Gattin, die ihren Mann wiedersehen will.

»So wandert sie Tag und Nacht und kommt endlich wieder an den Bobonasa; dort findet sie glücklicherweise edelmüthige Indianer, welche sie nach der Mission befördern, wo die Escorte längst ihrer wartet.

»Aber sie kam allein an und hinter ihr ist ihr Weg mit Gräbern bezeichnet.

»Frau von Odonais erreichte Loreto, wo wir vor wenigen Tagen waren. Von diesem peruanischen Dorfe aus fuhr sie den Amazonenstrom ebenso hinab wie wir jetzt, und endlich nach neunzehnjähriger Trennung fand sie ihren Gatten wieder!

– Die arme Frau! sagte das junge Mädchen.

– Vor Allem, die arme Mutter!« setzte Yaquita hinzu.

In diesem Augenblick kam der Pilot nach dem Hintertheile der Jangada.

»Joam Garral, meldete er, wir sind jetzt dicht vor der Insel de la Ronde. Wir werden gleich die brasilianische Grenze passiren.

– Ja, ja, die Grenze!« murmelte Joam Garral.

Er erhob sich, ging nach dem Rande des Floßes und schaute nachdenklich nach der genannten Insel, an der die Strömung brandete. Dann strich er mit der Hand über die Stirn, als wolle er böse Gedanken verscheuchen.

»Die Grenze!« murmelte er, unfreiwillig den Kopf senkend.

Sehr bald darauf aber erhob er ihn wieder und sein Gesicht zeigte den Ausdruck eines Mannes, der entschlossen ist, seine Pflicht zu thun bis an's Ende.

## Zwölftes Capitel

### *Fragoso bei der Arbeit*

»Braza«, Feuergluth, ist ein Wort, das sich schon in der spanischen Sprache des zwölften Jahrhunderts findet. Aus ihm entstand das Wort »Brazil« zur Bezeichnung gewisser Holzarten, welche eine rothe Farbe liefern (das ist das sogenannte Brasilien- oder Rothholz). Hiervon übertrug sich der Name Brasilien auf jenen ungeheueren Gebietstheil Südamerikas, durch den der Aequator verläuft und wo jene Holzart sehr häufig vorkommt. Es wurde übrigens sehr zeitig zu einem wichtigen Gegenstande des Handels mit den Normannen, und obwohl dasselbe am Productionsorte selbst, »Ibirapitunga« heißt, so ist ihm doch der Name »Brazil« geblieben und hat sich, wie erwähnt, eingebürgert für das ganze Land, das unter den Strahlen der tropischen Sonne einer Gluthpfanne ähnlich erscheint.

Zuerst eroberten dasselbe die Portugiesen. Gegen Anfang des sechzehnten Jahrhunderts nahm Pedro Alvarez Cabral (Cabrera), der berühmte Seefahrer, von dem Lande Besitz. Gründeten auch Holland und Frankreich im Laufe der Zeit hier beschränktere Niederlassungen, so ist es doch durchweg portugiesisch geblieben und besitzt alle die Eigenschaften, welche jenes thatenlustige kleine Volk auszeichnen. Jetzt bildet es weitaus den größten Staat des südlichen Amerika, mit dem intelligenten, kunstliebenden Kaiser Dom Pedro als Oberhaupt.

»Welches Vorrecht steht Dir bei Deinem Stamme zu? fragte Montaigne einen Indianer, den er in Havre traf.

– Das Recht, als der Erste in den Krieg zu ziehen!« antwortete einfach der Wilde.

Der Krieg bildete lange Zeit bekanntlich das sicherste und schnellste Verbreitungsmittel der Civilisation. Die Brasilianer thaten dasselbe, wie jener Indianer; sie kämpften, vertheidigten ihre Eroberungen, dehnten diese allmählich weiter aus und jetzt marschiren sie, in ihrem Erdtheile, sozusagen an der Spitze der Civilisation.

Es war im Jahre 1824, sechzehn Jahre nach Begründung des portugiesisch-brasilianischen Reiches, als Brasilien durch den Mund Don Juans, den die französischen Waffen aus Portugal vertrieben hatten, seine Unabhängigkeit vom Mutterlande erklärte.

Bei dieser Gelegenheit entstand die Frage wegen Regelung der Grenzen zwischen dem neuen Reiche und dem Nachbarstaate Peru.

Die Sache war nicht so leicht zu ordnen.

Wenn Brasilien sich nach Westen hin bis zum Rio Napo ausdehnen wollte, so strebte Peru danach, seine Grenze bis zum Ega-See, das heißt acht Grade weiter östlich, vorzuschieben.

Inzwischen mußte Brasilien mit Waffengewalt gegen einen Aufstand der Indianer am Amazonenstrom eintreten, die sich zu Gunsten der spanisch-brasilianischen Missionen empörten. Es fand sich kein besseres Mittel, derartigem Landesverrath Einhalt zu thun, als die Befestigung der Insel de la Ronde, etwas oberhalb Tabatinga, und die Etablierung eines Militärpostens daselbst.

Dieser Entschluß führte zur Lösung der brennenden Tagesfrage, und seitdem verläuft die Grenze zwischen beiden Ländern mitten durch genannte Insel.

Oberhalb derselben ist der Strom peruanisch und heißt, wie früher erwähnt, Marañon.



Flußabwärts ist er brasilianisch und nimmt den Namen Amazonasstrom an.

Am Abend des 25. Juni war es, als die Jangada vor Tabatinga anhielt, der ersten brasilianischen Stadt am linken Stromufer und an der Mündung des Flusses, dessen Namen sie trägt, die übrigens zu dem Kirchspiele Saint-Paul, flußabwärts am rechten Ufer, gehört.

Joam Garral hatte sich vorgenommen, hier sechsunddreißig Stunden zu rasten, um seinen Leuten einmal Ruhe zu gönnen. Die Fahrt sollte also erst am Morgen des 27. fortgesetzt werden.

Jetzt gaben Yaquita und seine Kinder, in der Voraussetzung, weniger als in Iquitos von den schrecklichen Muskitos gepeinigt zu werden, den Wunsch zu erkennen, einmal an's Land zu gehen und den Flecken zu besuchen.

Die Bevölkerung desselben schätzt man heutzutage auf vierhundert Seelen, fast lauter Indianer, wobei ohne Zweifel auch jene Nomaden mitgezählt sind, welche an den Ufern des Amazonasstromes und seiner Nebenströme eigentlich nur umherziehen, ohne je feste Wohnsitze zu wählen.

Der Militärposten der Insel de la Ronde war seit einigen Jahren aufgelassen oder vielmehr nach Tabatinga verlegt worden. Man kann letzteres also gewissermaßen eine Garnisonstadt nennen; freilich besteht die ganze bewaffnete Macht daselbst aus – neun Soldaten, fast alle Indianer, und einem Unterofficier, der thatsächlich als Befehlshaber des Platzes zu betrachten ist.

Eine gegen dreißig Fuß messende Anhöhe, in welcher Stufen einer etwas unsicheren Treppe angebracht sind, bildet die Courtine (den Mittelwall) der Esplanade, welche die kleine Festungsanlage trägt. Die Wohnung des Befehlshabers umfaßt zwei viereckig angelegte Hütten, während die Soldaten ein

längliches Gebäude bewohnen, das hundert Schritte von hier am Fuße eines mächtigen Baumes errichtet ist.

Das Gesamtbild dieser ärmlichen Bauwerke würde mit dem der Dörfer und Weiler, welche längs des ganzen Stromes verstreut liegen, vollkommen übereinstimmen, wenn sich hier nicht noch ein Flaggenstock mit den brasilianischen Landesfarben über einem Schilderhaus – ohne Wachposten – erhoben hätte, und nicht vier kleine bronzene Mörser zur Beschießung jedes Fahrzeuges, welches ohne Erlaubniß vorübersegelte, vorhanden gewesen wären.

Das eigentliche Dorf liegt übrigens am jenseitigen Abhange des Plateaus. Ein kurzer Weg, im Grunde nur eine von Ficus und Miriten beschattete Schlucht, führt zu demselben in wenigen Minuten. Dort erheben sich auf einer geneigten Fläche von theilweise gerissener Schlammerde etwa ein Dutzend mit Palmenblättern bedeckter und rund um einen freien Platz angelegter Häuser.

Hier ist also nicht viel Merkwürdiges zu sehen; dagegen bietet die Umgebung von Tabatinga einen herrlichen Anblick, vorzüglich an der Mündung des Javary, welche sich hier so stark erweitert, daß sie den ganzen Archipel der Aramasa-Inseln umschließt. Da streben herrliche Bäume empor, unter ihnen zahlreiche Exemplare jener Palmenart, deren geschmeidige, zu Netzen und Angelschnüren verarbeitete Fasern einen nicht unwesentlichen Handelsartikel bilden. Mit einem Worte, man hat hier wohl eine der interessantesten Stellen des oberen Amazonenstromes vor sich.

Tabatinga scheint übrigens berufen, in kurzer Zeit zu einer wichtigen Station zu werden, und dürfte sich ohne Zweifel rasch entwickeln. Hier werden die brasilianischen Dampfer, welche den Strom hinauffahren, ebenso anhalten wie die peruanischen, welche auf demselben hinabfahren. Hier muß die Umladung der Güter und das Umsteigen der Passagiere

stattfinden. Weiter bedürfte es für ein englisches oder amerikanisches Dorf nichts, um binnen wenig Jahren zum Centrum einer beträchtlichen Handelsbewegung aufzuwachsen.

Der Strom selbst ist in diesem Theile seines Laufes sehr schön. Natürlich ist die Wirkung der gewöhnlichen Gezeiten bis zu dem sechshundert Meilen vom Atlantischen Ocean gelegenen Tabatinga nicht mehr bemerkbar. Anders verhält es sich mit der sogenannten »Pororoca«, einer Art Springfluth, welche zur Zeit der Sizygien drei Tage lang die Wassermassen des Amazonenstromes aufstaut und mit der Schnelligkeit von siebzehn Kilometern in der Stunde rückwärts drängt. Man behauptet wirklich, daß sich eine solche Hochfluth bis jenseits der Grenze Brasiliens fühlbar mache.

Am folgenden Tage, den 26. Juni, traf die Familie Garral vor dem Frühstück schon Anstalt, an's Land zu gehen und die Ortschaft zu besuchen.

Hatten Joam, Benito und Manoel den Fuß schon in mehr als eine brasilianische Stadt gesetzt, so war das bei Yaquita und deren Tochter nicht der Fall. Für diese bildete der Besuch eine Art neues Ereigniß.

Yaquita und Minha legten dem Vorhaben also eine gewisse Wichtigkeit bei.

Andererseits hatte Fragoso als wandernder Barbier schon verschiedene Bezirke Central-Amerikas kennen gelernt, Lina dagegen, gleich ihrer jungen Herrin, den Boden Brasiliens noch niemals betreten.

Bevor jedoch Alle die Jangada verließen, trat Fragoso noch einmal an Joam Garral heran und begann folgendes Gespräch:

»Herr Garral, sagte er, seit dem Tage, wo Sie mich in der Fazenda von Iquitos aufgenommen, beherbergt, gekleidet, ernährt, überhaupt so ungemein gastfreundlich behandelt haben, schulde ich Ihnen...

– Sie schulden mir gar nichts, lieber Freund, fiel ihm Joam Garral in's Wort. Bestehen Sie also nicht darauf, mir...

– O, darüber beruhigen Sie sich! rief Fragoso, ich bin leider nicht in der Lage, Ihnen das entgelten zu können. Ich erwähne auch noch, daß Sie mich an Bord der Jangada aufgenommen und mir die Möglichkeit gewährt haben, den Strom hinab zu gelangen. Wir befinden uns nun aber auf brasilianischem Boden, den ich aller Wahrscheinlichkeit nach niemals wiedergesehen hätte. Ohne jene Liane...

– Dafür haben Sie Ihren Dank Lina, nur dieser allein, abzustatten, sagte Joam Garral.

– Gewiß, das weiß ich, erwiderte Fragoso, ich werde nie vergessen, was ich ihr, nicht weniger als was ich Ihnen schulde!

– Das sieht ja ganz so aus, Fragoso, nahm Joam wieder das Wort, als wollten Sie sich verabschieden! Gedenken Sie etwa in Tabatinga zu bleiben?

– Keineswegs, Herr Garral, da Sie mir gestattet haben, Sie bis Belem zu begleiten, wo ich hoffentlich meine alte Beschäftigung wieder aufnehmen kann.

– Nun, wenn das Ihre Absicht ist, was wünschen Sie dann jetzt von mir?

– Ich möchte Sie fragen, ob Sie nichts dagegen haben, wenn ich dieses Geschäft einmal unterwegs betreibe. Meine Hand darf nicht rosten, und einige Reis, vorzüglich selbst verdiente, würden meiner Tasche recht wohl thun. Sie wissen, Herr Garral, ein Barbier, der gleichzeitig etwas Haarkünstler und – aus Respect gegen Herrn Manoel wage ich es kaum auszusprechen – auch so ein Bischen Mediciner ist, der findet in den Ortschaften des oberen Amazonasstromes allemal seine Kunden.

– Wenigstens unter den Brazilianern, meinte Joam Garral, denn was die Indianer betrifft...

– Entschuldigen Sie, unterbrach ihn Fragoso, vorzüglich unter den Indianern! Freilich, mit Bartscheeren giebt's da nicht viel zu thun, da die Natur jenen diesen Mannesschmuck gar zu spärlich zuertheilt hat; dafür ist aber immer der Haarwuchs nach neuester Mode zu ordnen. Das lieben diese Wilden, die Männer wie die Frauen. Ich würde kaum zehn Minuten auf dem Platze in Tabatinga erschienen sein, mit dem Kräuselholz in der Hand – das Kräuselholz lockt sie am sichersten heran, und das verstehe ich meisterhaft zu handhaben – da hätte sich schon ein Kreis von Indianern und Indianerinnen um mich versammelt und stritte sich darum, wer zuerst unter meine Hände kommen sollte! Einen Monat hier, und ich hätte den ganzen Stamm der Ticunas frisch coiffirt! Ueberallhin würde die Kunde dringen, daß »das Eisen, welches frisirt« – so nennen sie mich nämlich – in die Mauern von Tabatinga zurückgekehrt sei. Schon zweimal hielt ich mich hier auf, und Scheere und Kamm haben wirkliche Wunder verrichtet. Freilich darf unsereins nicht zu häufig wiederkommen. Die geehrten Indianerinnen lassen sich nicht tagtäglich frisiren, wie die vornehmen Damen in den Städten Brasiliens. Nein! Wenn das einmal geschehen ist, muß es für ein Jahr aushalten, und ein ganzes Jahr lang sparen sie keine Mühe, das Gebäude zu erhalten, welches ich – das darf ich wohl behaupten – nicht ohne Talent auf ihrem Schädel errichtet habe. Jetzt ist etwa ein Jahr vergangen, seit ich nach Tabatinga kam. Ich würde also alle meine Bauwerke in Trümmern vorfinden und, wenn Sie, Herr Garral, nichts dagegen einzuwenden haben, mir ein zweites Mal die Achtung erwerben, deren ich mich in dieser Gegend schon erfreue. Das Ganze ist übrigens, das glauben Sie mir, mehr eine Reiß-Frage, als daß mich etwa die Eigenliebe dazu triebe.

– So führen Sie es aus, lieber Freund, antwortete Garral lächelnd, aber nur geschwind! Wir können nur einen Tag in Tabatinga rasten und fahren morgen frühzeitig weiter.

– Ich werde keine Minute verlieren, versicherte Fragoso. Ich brauche nur mein Handwerkszeug zu holen und bin damit zum Landen fertig.

– So gehen Sie, Fragoso, empfahl ihm Garral, und möchte es recht viele Reïs in Ihre Tasche regnen!

– Ich danke! O, das ist ein gar zu wohlthätiger Regen, der sich noch niemals stromweise über Ihren ergebenen Diener ergossen hat!«

Mit diesen Worten verschwand Fragoso eiligst.

Kurz darauf ging die ganze Familie, mit Ausnahme Joam Garral's, an's Land. Die Jangada hatte so nahe am Ufer anlegen können, daß das keine Schwierigkeiten machte. Eine schlecht erhaltene, am Uferabhange angebrachte Treppe führte die Besucher nach dem Kamme des Plateaus.

Yaquita und ihre Begleiter wurden von dem Commandanten des Forts empfangen, einem armen Teufel, der jedoch die Pflichten der Gastfreundschaft kannte und den Gästen in seiner Dienstwohnung ein Frühstück anbot. Einige Wachposten marschirten an verschiedenen Stellen langsam auf und ab, während an der Thür der Kaserne mit ihren, dem Stamme der Ticunas angehörenden Müttern mehrere Kinder, und zwar ziemlich mittelmäßige Producte dieser Racenmischung, sichtbar wurden.

Anstatt das Frühstück des Sergeanten anzunehmen, ersuchte Yaquita im Gegentheile den Commandanten und dessen Frau, an dem ihrigen an Bord der Jangada theilzunehmen.

Der Commandant ließ sich das nicht zweimal sagen, und man bestimmte dazu die elfte Stunde.

Inzwischen lustwandelten Yaquita, ihre Tochter und die junge Mulattin in Begleitung Manoels in den Umgebungen des

Forts und überließen Benito die Erledigung der Förmlichkeiten zur Erlangung des Durchfahrtsrechtes, denn jener Sergeant war gleichzeitig militärischer Befehlshaber und oberster Beamter der Zollstätte.

Nachdem das geschehen, entfernte sich Benito, um in den benachbarten Dickichten seiner Gewohnheit gemäß zu jagen. Manoel hatte es heute abgelehnt, ihn dabei zu begleiten.

Auch Fragoso hatte die Jangada verlassen; anstatt aber nach dem Militärposten hinauf zu gehen, wandte er sich nach dem Dorfe, wohin ein Hohlweg führte, der sich mehr nach rechts hin in gleicher Höhe mit dem Ufer öffnete. Er rechnete aus Erfahrung mehr auf die Kundschaft der Eingebornen von Tabatinga, als auf die der Garnison. Die Soldatenfrauen wären zwar sicherlich nicht abgeneigt gewesen, sich einmal seinen geschickten Händen anzuvertrauen, deren Ehemänner hüteten sich aber weislich, einige Reïs für die Launen ihrer putzsüchtigen schöneren Hälften zu opfern.

Bei den Eingebornen lag die Sache ganz anders. Der lustige Bartscheerer wußte sehr wohl, daß ihn hier seitens der Männer und der Frauen ein gleich guter Empfang erwartete.

So schritt Fragoso also auf dem von schönen Ficus (Feigenbäumen) beschatteten Wege hin und gelangte nach dem Mittelpunkte von Tabatinga.

Sobald der berühmte Haarkünstler auf dem Platze erschien, wurde die Nachricht davon ruchbar und er von allen Seiten umringt.

Fragoso hatte weder Trommel oder Pauke, noch Klappenhorn, um Neugierige heranzulocken, keinen Wagen mit blendenden Schildern, glänzenden Laternen, großen Spiegelscheibenfenstern oder mit riesigem Sonnenschirme, nichts, was das Interesse der Volksmenge erregen konnte, wie man das auf Jahrmärkten so häufig beobachtet. Nein! Aber Fragoso besaß sein Lockenholz, und wie spielte dieses in seiner

Hand! Mit welchem Geschick balancirte er darauf einen Schildkrötenkopf, der die Stelle einer Kugel vertrat, und ließ denselben jene geheimnißvolle Curve beschreiben, deren mathematischen Ausdruck die Gelehrten noch nicht gefunden haben, diese Allerweltserklärer, denen es gelang, die berühmte Curve »des Hundes, der seinem Herrn folgt«, naturgesetzlich zu bestimmen.

Von den Eingebornen waren so gut wie alle zur Stelle; Männer und Frauen, Alte und Junge in den primitivsten Kostümen, sperrten weit die Augen auf und lauschten mit gespannten Ohren. Halb in portugiesischer und halb in der Sprache der Ticunas verkündete der lustige Künstler in verlockendster Weise, was er seinen Kunden zu bieten vermöge.

Was er den Leuten sagte, stimmte ganz mit den Selbstanpreisungen aller Charlatane überein, mögen das nun spanische Figaros oder französische Haarkräusler sein. Auf seiner Seite waren die nämliche Wichtigthuerei, dieselbe gründliche Kenntniß der menschlichen Schwachheiten, der Aufwand abgenutzter Witze und eine amüsante körperliche Gewandtheit, auf der der Eingebornen dieselbe Verwunderung, Neugier und Leichtgläubigkeit, wie bei den Jahrmarkts-Maulaffen der civilisirten Welt.

Die unausbleibliche Folge war, daß die enthusiastirte Menge sich nach Verlauf von zehn Minuten um Fragozo drängte, der sich in einer »Loja« des Platzes, das ist eine Art Bude, welche als Schänke diente, eingerichtet hatte.

Diese Loja gehörte einem in Tabatinga ansässigen Brasilianer. Hier versorgten sich die Einwohner für wenige Vatems – die gebräuchliche Scheidemünze im Werthe von zwanzig Reïs, etwa sechs Pfennige – mit den landesüblichen Getränken, vorzüglich mit »Assaï«.



Unter Letzterem ist ein halb fester und halb flüssiger, aus den Früchten einer gewissen Palmenart hergestellter Likör zu verstehen, der aus einen »Couï« oder Flaschenkürbis getrunken wird, welcher im Becken des Amazonenstromes als gebräuchlichstes Gefäß dient.

Nun beeilten sich Männer und Frauen – erstere kaum weniger als die letzteren – auf dem Schemel des Barbiers Platz zu nehmen.

Fragoso's Scheeren blieben freilich unbenutzt, denn hier kam es nicht in Frage, die mächtigen, fast alle durch ihre Feinheit bemerkenswerthen Haarwulste zu verstutzen; dafür hatte der Künstler desto mehr zu thun mit dem Kamme und den Brenneisen, welche auf einer Kohlenpfanne in einer Ecke der Bude erhitzt wurden.

Der Künstler ließ es aber auch am Zureden nicht fehlen!

»Seht, seht nur da, meine Freunde, rief er, wie gut das halten wird, wenn Ihr nicht geradezu darauf schlaft! Das reicht für ein Jahr aus und ist nach den neuesten Moden von Belem und Rio de Janeiro hergestellt! Die Ehrendamen der Kaiserin sind nicht vollkommener und schöner frisirt; auch bemerkt Ihr wohl, daß ich mit der Pomade nicht geize!«

Nein, der brave Mann geizte damit nicht! Freilich bestand dieselbe nur aus ganz gewöhnlichem Talg, dem er etwas wohlriechendes Oel beigemischt hatte, dafür klebte sie aber fest wie Cement.

Den von Fragoso's Hand hervorgezauberten Kunstwerken hätte man mit Recht den Namen von Haargebäuden geben können, welche alle Stylarten der Architektur vertraten. Locken, Löckchen und Ringe, hoch aufgesteckte und geflochtene Zöpfe, krause Wülste, Rollen, lange Schmachtlocken und Haarwickel – Alles wurde dabei angebracht. Von etwas Falschem, von ganzen Touren, Chignons oder fremden Zöpfen war hier natürlich keine Rede.

Die Haupthaare der Eingebornen ähnelten nicht einer durch Rodung erzielten oder durch natürlichen Ausfall entstandenen Lichtung, sondern dem Urwalde in all' seiner ursprünglichen Jungfräulichkeit. Trotzdem hielt es Fragoso für angemessen, seinen Werken noch ein paar natürliche Blumen, einige lange Fischgräten oder seine Zierathen aus Knochen oder Kupfer hinzuzufügen, welche die putzsüchtigeren Ortsbewohnerinnen mitbrachten. Sicherlich hätten die Modenärinnen aus der Zeit des Directoriums die Anordnung dieser hochphantastischen Coiffüren mit drei und vier Stockwerken aufrichtig bewundert, und der große Leonard selbst würde vor seinem transatlantischen Collegen ehrerbietig den Hut gezogen haben.

Da begann es denn bald, Vatems, ganze Hände voll Reis – die einzige Münze, welche den Eingebornen am Amazonenstrome beim Waarenaustausch dient – in die Taschen Fragoso's zu regnen, der diesen befruchtenden Segen mit sichtbarem Wohlgefallen entgegennahm. Voraussichtlich mußte jedoch der Abend herankommen, bevor er den Wünschen der stetig zunehmenden Kundschaft gerecht werden konnte. Es war nämlich nicht die Einwohnerschaft von Tabatinga allein, die sich vor der Thür der Loja ansammelte; die Nachricht von dem Eintreffen Fragoso's hatte sich vielmehr sofort weiter verbreitet, und daraufhin strömten Eingeborne von allen Seiten hinzu: Ticunas vom linken, Mayorunas vom rechten Stromufer, solche, welche an den Ufern des Cajuru, wie solche, welche in den Dörfern am Javary wohnten. Auf dem Hauptplatze standen ganze Reihen von ungeduldig Harrenden. Die Glücklichen – Männer so gut wie Weiber – die aus Fragoso's Händen hervorgingen, wanderten stolz von Haus zu Haus, brüsteten sich mit dem frischen Schmucke und bekümmerten sich nicht im geringsten darum, daß sie doch eigentlich nur die Rolle – großer Kinder spielten.

So hatte der mit Arbeit überhäufte Haarkräusler, als die Mittagsstunde schlug, natürlich nicht Zeit gefunden, zum Frühstück an Bord zurückzukehren, sondern mußte sich mit einem Schluck Assaï, etwas Maniocmehl und ein paar Schildkröteneiern begnügen, die er mitten unter der Arbeit verzehrte.

Aber auch der Schänkwirth machte sein gutes Geschäft, denn es versteht sich von selbst, das die Gebinde im Keller der Loja wiederholt angezapft werden mußten, um der Nachfrage nach Likör zu genügen. Wahrlich, es bildete ein Ereigniß für die gute Stadt Tabatinga, dieses unverhoffte Eintreffen des berühmten Fragoso, des ordentlichen und außerordentlichen Professors der Haarkräuselkunst bei den Volksstämmen des oberen Amazonenstromes!

## Dreizehntes Capitel

*Torres*

Um fünf Uhr Abends befand sich der gänzlich erschöpfte Fragoso noch immer an derselben Stelle und fragte sich schon, ob er hier, um die noch wartende Menge zu befriedigen, nicht werde die Nacht zubringen müssen.

Da erschien ein Fremder auf dem Platze, der beim Anblick der versammelten Eingebornen auf das Wirthshaus zuing.

Kurze Zeit betrachtete der Fremdling aufmerksam und mit einer gewissen Vorsicht Fragoso und dessen Thätigkeit. Offenbar befriedigt von seinen Wahrnehmungen, trat er in die Loja ein.

Es war ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren. Er trug elegante Reisekleidung, welche seine Person in vortheilhaftem Lichte erscheinen ließ.

Sein starker schwarzer Bart, den gewiß seit langer Zeit keine Scheere berührt hatte, und die etwas zu weit herabhängenden Haare aber ließen die Hilfe eines Coiffeurs recht wünschenswerth erscheinen.

»Guten Tag, Freundchen, guten Tag!« sagte er, leise auf Fragoso's Schulter klopfend.

Letzterer drehte sich verwundert um, als er diese Worte in reinem Brasilianisch und nicht in dem gemischten Idiom der Einwohner vernahm.

»Ein Landsmann? erwiderte er fragend, doch ohne die kräftige Bearbeitung eines rebellischen Mayorunassen-Hauptschmuckes zu unterbrechen.

– Ja, bestätigte der Fremde, ein Landsmann, der Eurer Dienste bedarf.

– Mit Vergnügen; doch bitte ich um eine Minute Geduld, bis ich »Madame vollendet« habe!«

Nach einigen Strichen war das geschehen.

Obwohl der Letztgekommene eigentlich nicht berechtigt war, den frei gewordenen Platz einzunehmen, setzte sich dieser doch auf den Schemel, ohne daß die Eingebornen, welche dadurch in der Reihenfolge gestört wurden, dagegen Einspruch erhoben.

Fragoso legte die Brenneisen bei Seite, ergriff dafür die Scheere und fragte nach gewöhnlichem Geschäftsgebräuche:

»Was befehlen Sie, mein Herr?

– Wollen Sie mir gefälligst Bart und Haare verschneiden, erwiderte der Fremde.

– Ganz wie Sie wünschen!« sagte Fragoso, indem er schon den Kamm in das dichte Haupthaar seines Clienten senkte.

Bald begann nun auch die Scheere ihre Arbeit.

»Sie kommen wohl von weit her? fragte Fragoso, der bei seiner Beschäftigung stets zu plaudern pflegte.

– Ich komme aus der Nähe von Iquitos.

– Was Sie sagen! Ich nämlich auch! rief Fragoso. Ich bin von Iquitos bis Tabatinga auf dem Amazonasstrome heruntergefahren. Darf ich wohl nach Ihrem werthen Namen fragen?

– Warum nicht? erwiderte der Fremdling. Ich heiße Torres.«

Nachdem er das Haar seines Kunden »nach neuester Mode« zurecht geschnitten, begann Fragoso auch dessen Bart zu stutzen; als er jenen dabei aber zuerst genauer von Gesicht sah, hielt er unwillkürlich mit der Arbeit ein.

»Ei, Herr Torres, begann er, wäre es möglich... Ich glaube Sie wiederzuerkennen. Sollten wir uns nicht schon irgendwo gesehen haben?

– Das glaube ich kaum! entgegnete Torres schnell.

– So täusche ich mich also!« antwortete Fragoso.

Er begann seine Arbeit von Neuem.

Torres nahm bald danach das durch Fragoso's Frage unterbrochene Gespräch wieder auf.

»Wie sind Sie von Iquitos hierhergekommen? fragte er.

– Von Iquitos nach Tabatinga?

– Ja.

– An Bord eines Holztransports, wo mich ein wackerer Fazender aufnahm, der mit seiner Familie den Amazonasstrom hinabfährt.

– Ei, sehen Sie, guter Freund, erwiderte Torres, das könnte mir passen, wenn Ihr Fazender auch mich aufnehmen wollte...

– Sie beabsichtigen also gleichfalls, den Strom hinab zu reisen?

– Gewiß.

Bis nach Para?

– Nein, nur bis Manao, dort habe ich Geschäfte.

– Nun, mein Wirth ist ein sehr zuvorkommender Mann; ich glaube sicherlich, daß er Ihnen diesen Dienst erweisen wird.

– Sie glauben das?

– Ich möchte sogar sagen, ich bin davon überzeugt.

– Und wie heißt denn Ihr Fazender? fragte Torres so nebenbei.

– Joam Garral,« belehrte ihn Fragoso.

Dabei murmelte er aber leise für sich hin:

»Dieses Gesicht habe ich schon einmal gesehen!«

Torres pflegte eine Unterhaltung, die ihn interessirte, nicht so leicht fallen zu lassen, und hier hatte er dazu ja seine besonderen Gründe.

»Sie meinen also, begann er noch einmal, daß Joam Garral mir einen Platz einräumen würde?

– Ich wiederhole Ihnen, daß ich daran nicht im mindesten zweifle. Was er einem armen Teufel wie mir gewährt hat, das wird er Ihnen, einem Landsmanne, nicht verweigern.

– Ist er allein an Bord der Jangada?

– Nein, erwiderte Fragoso, ich sagte Ihnen schon, daß er mit seiner ganzen Familie reist – lauter prächtige, liebe Leute, das dürfen Sie mir glauben – außerdem hat er eine aus Indianern und Schwarzen bestehende Mannschaft bei sich, welche dem Personal der Fazenda angehören.

– Ist er wohl reich, jener Fazender?

– Gewiß, antwortete Fragoso, sehr reich. Schon allein das Holz, aus dem die Jangada gezimmert ist, und die Fracht auf letzterer repräsentirt ein Vermögen für sich.

– Joam Garral ist also mit seiner ganzen Familie über die brasilianische Grenze gekommen? fragte Torres noch einmal.

– Ja wohl, bestätigte Fragoso, mit seiner Frau, seinem Sohne, seiner Tochter und mit dem Bräutigam des Fräulein Minha.

– Ah, er hat eine Tochter? sagte Torres.

– Ein reizendes Mädchen!

– Die sich bald verheiraten wird?...

– Ja, antwortete Fragoso, mit einem braven jungen Manne, einem Militärarzt bei der Garnison in Belem, dessen Hochzeit nach unserer Ankunft am Ziele der Reise sogleich gefeiert werden soll.

– Recht hübsch! bemerkte Torres lächelnd, das könnte man demnach im strengsten Sinne des Wortes eine Hochzeitsreise nennen!

– Eine Hochzeits-, Vergnügungs- und Geschäftsreise zugleich, berichtete Fragoso. Frau Yaquita und ihre Tochter haben noch niemals den Boden Brasiliens betreten, und auch Joam Garral überschreitet, seitdem er in die Farm des alten Magalhaës eintrat, die Grenze zum ersten Male.

– Die Familie hat natürlich auch einige Diener bei sich? forschte Torres.

– Freilich, antwortete Fragoso; da ist zum Beispiel die alte Cybele, welche schon fünfzig Jahre in der Farm gehaust hat, und eine hübsche Mulattin, Fräulein Lina, die bei ihrer jungen Herrin mehr die Stelle einer Gesellschafterin als die einer Dienerin vertritt. O, ein reizendes Geschöpfchen! Ein gutes Herz und ein Augenpaar... und Einfälle hat sie, wie kein Anderer, vorzüglich über Lianen...«

Fragoso, der jetzt Hochwasser auf der Mühle hatte, hätte nicht so bald ein Ende gefunden und von Lina in seiner enthusiastischen Stimmung gewiß noch weiter erzählt, wenn Torres nicht von dem Sessel aufgestanden wäre, um einem Anderen Platz zu machen.

»Was bin ich schuldig? fragte er den Barbier.

– O, gar nichts, antwortete Fragoso; unter Landsleuten, die sich an der Grenze treffen, kann davon keine Rede sein.

– Nein doch, entgegnete Torres, ich möchte lieber...

– Nichts, das bringen wir später, an Bord der Jangada, in Ordnung.

– Ich weiß nur noch nicht, erwiderte Torres, ob ich wagen soll, Joam Garral um die Erlaubniß anzugehen...

– Unbedenklich, fiel Fragoso ein, doch wenn es Ihnen recht ist, werde ich mit ihm darüber sprechen, und er wird sich glücklich schätzen, Ihnen unter den vorliegenden Umständen helfen zu können!«

In diesem Augenblick erschienen Manoel und Benito, die nach ein genommenem Mittagsmahle in das Städtchen gewandert waren, an der Thür der »Loja«, neugierig, Fragoso einmal bei Ausübung seines Geschäftes zu sehen.

Torres hatte sich eben umgedreht.

»Ah, rief er plötzlich, da sind ja zwei junge Herren, die ich kenne oder vielmehr wieder erkenne!



– Sie erkennen jene? fragte Fragoso verwundert.  
– Kein Zweifel! Sie haben mich vor etwa einem Monate bei Iquitos im Walde aus peinlicher Verlegenheit befreit.

Aber das ist eben Benito Garral und der Andere Manoel Valdez.

– Das weiß ich. Sie nannten mir damals ihre Namen, ich dachte aber nicht im mindesten daran, sie hier wiederzufinden!«

Torres ging auf die beiden jungen Leute zu, die ihn anblickten, offenbar ohne sich seiner zu erinnern.

»Sie kennen mich wohl nicht wieder, meine Herren? fragte er.

– Ah, verzeihen Sie, erwiderte Benito, wenn ich mich recht entsinne, Herr Torres, der vor Kurzem im Walde von Iquitos das kleine Abenteuer mit dem Guariba erlebte?...

– Ganz richtig, meine Herren! bestätigte Torres. Seit etwa sechs Wochen bin ich nun am Amazonasstrome hinuntergewandert und habe wohl gleichzeitig mit Ihnen die Grenze überschritten.

– Es freut mich herzlich, Sie wiederzusehen, sagte Benito; hatten Sie meine Einladung, in unserer Fazenda vorzusprechen, ganz vergessen?

– O nein, das gewiß nicht, erwiderte Torres.

– Sie würden es nicht bereut haben, derselben nachzukommen; das hätte Ihnen die Möglichkeit gegeben, bis zur Abreise von ihren Strapazen auszuruhen und dann konnten Sie mit uns bis zur Grenze fahren. Wie viele Tage Wanderschaft hätten Sie da erspart!

– Ja freilich! sagte Torres.

– Unser Landsmann will nicht hier an der Grenze bleiben, mischte sich da Fragoso ein. Er beabsichtigt, nach Manao zu gehen.

– Nun, wenn Sie in diesem Falle an Bord der Jangada kommen wollen, bemerkte Benito, so werden Sie gut aufgehoben sein, und ich bin überzeugt, daß mein Vater es als Menschenpflicht betrachten wird, Ihnen Passage zu gewähren.

– Recht gern, versetzte Torres, Sie gestatten wohl, daß ich Ihnen meinen Dank dafür im Voraus sage!«

Manoel hatte schweigend dem kurzen Gespräche zugehört. Er überließ es dem höflichen Benito, seine Einladung anzubringen, und faßte Torres scharf in's Auge, da ihn dessen Erscheinung nicht besonders ansprach. Aus den Augen des Mannes leuchtete keine Offenheit, und seine Blicke schweiften unruhig umher, als fürchtete er, sie irgendwo haften zu lassen; Manoel äußerte sich jedoch nicht über den empfangenen Eindruck, da er einem hilfsbedürftigen Landsmanne nicht schaden wollte.

»Wenn es Ihnen beliebt, meine Herren, begann Torres, bin ich bereit, Ihnen zum Hafen hinab zu folgen.

– So kommen Sie!« antwortete Benito.

Eine Viertelstunde später befand sich Torres an Bord der Jangada. Benito stellte ihn seinem Vater vor, erzählte die Umstände, unter denen sie sich schon einmal gesehen hätten, und ersuchte ihn um seine Zustimmung, Torres bis Manao mitzunehmen.

»Ich schätze mich glücklich, mein Herr, Ihnen diesen kleinen Dienst erweisen zu können, antwortete Joam Garral.

– Ich danke Ihnen, sagte Torres, der die Hand zwar bieten wollte, aber in demselben Augenblick unwillkürlich wieder zurückzog.

– Morgen mit Tagesanbruch fahren wir weiter, setzte Joam Garral hinzu. Sie können sich inzwischen an Bord einrichten.

– O, dazu bedarf es nicht vieler Mühe, erklärte Torres. Außer meiner Person habe ich nichts unterzubringen.

– Betrachten Sie sich ganz als zu Hause!« sagte Joam Garral.

Im Laufe des Abends bezog Torres noch seine Cabine neben der des Barbiers.

Gegen acht Uhr kehrte dieser auch selbst nach der Jangada zurück, erzählte der jungen Mulattin, welch' gute Geschäfte er gemacht, und flocht nicht ohne einen gewissen Anflug von Eigenliebe die Bemerkung ein, daß der Ruf des berühmten Figaro im Becken des oberen Amazonenstromes offenbar noch gewachsen sei.

## Vierzehntes Capitel

### *Weiter stromabwärts*

Mit dem ersten Tagesgrauen am 27. Juni wurden die Taue gelöst und die Jangada trieb von Neuem mit der Strömung hinunter.

An Bord befand sich jetzt noch eine Person mehr. Woher dieser Torres eigentlich kam, wußte zunächst Niemand; daß er nach Manao wolle, hatte er geäußert.

Torres hütete sich übrigens, von seinem Vorleben und von dem Handwerk, das er bis vor zwei Monaten getrieben, etwas laut werden zu lassen, so daß keinem Menschen auf der Jangada auch nur der Gedanke kam, daß man in Jenem einen früheren Waldkapitän aufgenommen habe. Joam Garral vermied es aus Zartgefühl, sich für den erwiesenen Dienst durch zudringliche Fragen bezahlt zu machen.

Als er den Mann an Bord nahm, folgte er nur einem Gefühle von Menschlichkeit. Jener Zeit, wo noch keine beflügelten Dampfer den Lauf des Stromes pflügten, war es in den menschenarmen Urwäldern der Umgebung schwierig, sichere und schnelle Transportmittel zu finden. Die vorhandenen Fahrzeuge unterhielten keine geregelten Verbindungen, und meist sah sich der Reisende gezwungen, durch die üppigen Wälder zu Fuß zu gehen.

Durch Benitos Schilderung der Umstände, unter denen er Torres zuerst getroffen, war dieser gleichsam legitimirt und eingeführt und befand sich hier etwa in denselben Verhältnissen, wie ein Passagier an Bord eines

transatlantischen Dampfers, dem es völlig frei steht, an dem gemeinschaftlichen Leben theilzunehmen, wenn ihm das zusagt, oder sich zurückzuziehen, wenn das seiner Stimmung entspricht.

Während der ersten Tage vermied es Torres augenscheinlich, mit der Familie Garral vertraulicher zu verkehren. Er hielt sich sehr reservirt, gab zwar Antwort, wenn Jemand auf ihn sprach, knüpfte aber selbst ein Gespräch nicht an.

Wenn er sich überhaupt Jemandem etwas näher anschloß, so war das Fragoso. Dem allzeit lustigen Patron verdankte er ja eigentlich die Gunst, jetzt auf der Jangada eingeschifft zu sein. Ihn fragte er zuweilen über die Verhältnisse der Familie Garral in Iquitos und über Minhas Verlobung mit Manoel Valdez, aber auch das geschah nur mit einer gewissen Zurückhaltung. Meist blieb er jedoch, wenn er nicht auf dem Vordertheile der Jangada umherspazierte, in seiner Cabine.

Das Frühstück und das Mittagessen nahm er zwar mit Joam Garral und dessen Angehörigen ein, betheiligte sich aber kaum an der Unterhaltung und zog sich nach aufgehobener Tafel sofort zurück.

Im Laufe des Vormittages glitt die Jangada an der romantischen Inselgruppe vorüber, welche der weiten Mündung des Javary eingelagert ist. Dieser wichtige Nebenfluß des Amazonenstromes wird in seinem ganzen Laufe von der Quelle bis zur Ausmündung weder von einer Insel noch von Stromschnellen unterbrochen. Die Breite der Mündung beträgt gegen dreitausend Fuß, und letztere befindet sich einige Meilen oberhalb der Stelle, wo ehemals die gleichnamige Stadt lag, um deren Besitz sich Spanier und Portugiesen sehr lange Zeit stritten.

Bis zum Morgen des 30. Juni fiel auf der Fahrt nichts Bemerkenswerthes vor. Zuweilen begegnete man einigen, hinter einander verbundenen Booten, nahe dem Ufer

hinziehend, zu deren Führung ein einziger Eingeborner genügt hätte. »Návigar de bubina«, so bezeichnen die Landesbewohner diese Art des Wassertransports, was etwa mit »Vertrauensfahrt« zu verdeutschen wäre.

Bald kam man ferner an der Insel Araria, dem Archipel der Calderon-Inseln, der Insel Capiatu und vielen anderen vorüber, deren Namen zur Kenntniß der Geographen noch nicht gekommen sind. Am 30. Juni meldete der Steuermann am rechten Ufer das Dörfchen Jurupari-Tapera, wo zwei bis drei Stunden lang gehalten werden sollte.

Mauoel und Benito begaben sich in die Nachbarschaft zur Jagd und brachten als Beute etwas Federwild mit, das in der Speisekammer sehr willkommen war. Gleichzeitig hatten die beiden jungen Leute ein Thier gefangen, auf das jeder Naturforscher freilich mehr Werth gelegt hätte als die Köchin der Jangada.

Es war ein dunkelhaariger Vierfüßler, der etwa einem großen Neufundländer ähnelte.

»Ein Ameisenfuchs! rief Benito, als er das Thier auf das Deck des Floßes warf.

– Und ein prächtiges Exemplar, setzte Manoel hinzu, das keinem Museum zur Schande gereichen würde.

– Ist es Euch leicht geworden, dieses merkwürdige Thier zu erlangen? fragte Minha.

– O nein, Schwesterchen, antwortete Benito, und Du warst auch nicht zur Hand, ihm Gnade auszuwirken. Sie haben ein sehr zähes Leben, diese Hunde da, und es bedurfte nicht weniger als drei Kugeln, um dem Burschen hier den Garaus zu machen!«

Der Ameisenfuchs mit seinem langen buschigen Schweife, dem einzelne graue Haare beigemischt sind, sah wirklich prächtig aus; die lange spitze Schnauze zwängt er in Ameisenbauten hinein, deren Bewohner seine Hauptnahrung

bilden; er hat ziemlich lange, dünne Pfoten mit fünf Zoll langen, spitzigen Krallen, die er gleich den Fingern einer Hand schließen kann. Und was für eine Hand besitzt dieser Ameisenfuchs! Was diese gepackt hat, kann man nur daraus befreien, wenn man sie gleich abschneidet. Der Reisende Emile Carrey bemerkt ganz richtig, daß »selbst ein Tiger unter der Umarmung dieser Krallenhand umkommen würde«.

Am 2. Juli des Morgens langte die Jangada bei San Pablo d'Olivenza an, nachdem sie an zahlreichen, zu jeder Jahreszeit mit üppigem Grün bedeckten und von herrlichen Bäumen beschatteten Inseln vorübergekommen war, als deren bedeutendste etwa Jurupari, Rita, Maracanatena und Cururu-Sapo zu nennen wären. Wiederholt passirte sie auch die Mündungen verschiedener Iguarapes oder Nebenflüsse mit sehr dunklem Wasser.

Diese Färbung ist eine sehr merkwürdige Erscheinung und findet sich bei verschiedenen großen und kleinen Zuflüssen des Amazonenstromes.

Manoel machte auf die tiefe Färbung dieser Fluthen aufmerksam, welche man sich sehr deutlich von den weißeren Wellen des Hauptstromes abheben sieht.

»Man hat sich vielfach bemüht, sagte er, diese Färbung auf die eine oder andere Weise zu erklären, doch scheint mir, daß es noch keinem Gelehrten gelungen ist, eine befriedigende Lösung des Räthsels zu finden.

– Diese Gewässer sind wirklich fast schwarz mit prächtigen goldenen Reflexen, bemerkte das junge Mädchen, auf die leichten Wellen zeigend, welche sich an der Jangada brachen.

– Ja wohl, bekräftigte Manoel, schon Humboldt hat seinerzeit dasselbe beobachtet. Sieht man jedoch genauer hin, so findet man, daß die Farbe der Sepia am meisten hervortritt.

– Schön, rief Benito, also wieder eine Erscheinung, über welche die Gelehrten nicht einig sind!

– Vielleicht könnte man darüber von den Kaimans Aufschluß erlangen, warf Fragoso ein, oder von den Delphinen und Lamantins (Seekühen), denn das Gesindel hält sich mit Vorliebe in dem schwärzlichen Wasser auf.

– Es ist ganz richtig, antwortete Manoel, daß dieses jene Thiere besonders anlockt, um eine Erklärung dieser Thatsache würde man aber wieder in Verlegenheit sein. Ob die Färbung von einem reichen Gehalte an Kohlenwasserstoff oder davon herrührt, daß das Wasser über Torf- und Moorboden, oder über Steinkohlen- und Anthracitschichten hinfließt, oder ob sie endlich der ungeheuren Menge kleinster pflanzlicher Organismen, welche im Wasser schweben, zuzuschreiben ist, darüber weiß Niemand etwas Bestimmtes. Jedenfalls liefern jene Zuflüsse ein ausgezeichnetes Trinkwasser von angenehmer, im Tropenklima desto höher geschätzter Frische, ohne jeden Nachgeschmack und sicher ohne Nachtheil für die Gesundheit. Wir wollen ein wenig von diesem Wasser schöpfen, liebe Minha, koste es einmal, Du kannst es ohne Bedenken versuchen.«

Das Wasser war wirklich klar und erquickend frisch. Es hätte in Europa füglich an jeder Tafel gereicht werden können. Man füllte auch hier damit einige Fässer zum Gebrauche in der Küche.

Die Jangada erreichte also, wie oben erwähnt, frühzeitig am 2. Juli San Pablo d'Olivenza, wo eine Art langer, aus den Schalen des »Coco de piassaba« hergestellter Rosenkränze in großen Massen fabricirt werden, die hier einen geschätzten und gesuchten Handelsartikel bilden. Vielleicht wundert sich Jemand darüber, daß die alten Beherrscher des Landes, die Tubinambas und Tupiniquis darauf gekommen sind, als Hauptbeschäftigung die Herstellung solcher Gebrauchsgegenstände des katholischen Cultus zu betreiben. Man darf hierzu jedoch nicht vergessen, daß die heutigen



Indianer nicht mehr die Ebenbilder ihrer Vorfahren sind; statt des früheren Nationalcostüms mit dem Stirnbande aus Arasfedern und der gewöhnlichen, aus Bogen und Blasrohr bestehenden Ausrüstung haben sie z. B. auch amerikanische Bekleidung angenommen und gehen jetzt in weißen Beinkleidern und dem landesüblichen Puncho aus Baumwolle einher, den ihre Weiber, welche darin hervorragende Geschicklichkeit erlangt haben, selbst zu weben pflegen.

San Pablo d'Olivenza, eine verhältnißmäßig nicht unbedeutende Stadt, zählt zweitausend, aus allen Stämmen der näheren und entfernteren Umgebung zusammengewürfelte Einwohner. Jetzt die Hauptstadt des oberen Amazonasstromes, bildete sie früher nur eine einfache, von portugiesischen Carmelitern gegründete, später von jesuitischen Missionären verwaltete Station.

Das Land hierselbst gehörte anfangs den Omaguas, ein Name, der so viel wie »Plattköpfe« bedeutet. Diesen Namen verdanken sie der barbarischen Gewohnheit der Mütter, den Kopf der Neugeborenen zwischen zwei Brettern zu pressen, um ihrem Schädel die früher sehr beliebte längliche Form zu geben. Wie jede andere Mode, wechselt auch diese; die Köpfe behielten wieder ihre natürliche Gestalt, und an dem Schädel der hiesigen Rosenkranz-Fabrikanten

würde man vergeblich eine Spur der früheren künstlichen Mißbildung aufzufinden suchen.

Mit Ausnahme Joam Garral's ging dessen ganze Familie an's Land. Auch Torres zog es vor, an Bord zu bleiben, gab wenigstens kein Verlangen nach einem Besuche des ihm scheinbar noch unbekannten San Pablo d'Olivenza zu erkennen.

Wenn den Abenteurer eine auffallende Schweigsamkeit auszeichnete, so war er wenigstens auch nicht neugierig.

Benito wickelte bald die nöthigen Geschäfte ab und führte der Jangada weitere Frachtgüter zu. Seine Angehörigen und er selbst fanden bei den ersten Beamten der Stadt, dem Platzcommandanten und dem Vorstande des Zollamtes, eine sehr zuvorkommende Aufnahme. Ihre amtliche Stellung verhinderte die beiden Herren übrigens keineswegs an der Betreibung ergiebiger Handelsgeschäfte. Sie übergaben dem jungen Kaufmanne sogar auf Treu und Glauben verschiedene Landeserzeugnisse, um diese für ihre Rechnung in Manao oder Belem zu veräußern.

Die Stadt selbst bestand aus etwa sechzig Häusern auf einer Ebene über dem abhängigen Stromufer. Einige derselben waren mit Ziegeln abgedeckt, was in diesen Gegenden eine Seltenheit ist. Dagegen schützte die kleine, den Heiligen Peter und Paul geweihte Kirche nur ein dürftiges Strohdach, das besser auf den Stall zu Bethlehem gepaßt hätte als auf ein kirchlichen Zwecken dienendes Gebäude in streng katholischem Lande.

Der Platzcommandant, sein Stellvertreter und der Polizeichef nahmen eine Einladung, mit der reisenden Familie an Bord zu speisen, an und wurden von Joam Garral mit aller ihrem Range schuldigen Aufmerksamkeit empfangen.

Nach der Tafel wurde Torres auch etwas redseliger als gewöhnlich; er erzählte von einigen seiner Ausflüge in das Innere Brasiliens in beredter Weise, die seine genaue Bekanntschaft mit dem Lande verrieth.

Mitten unter diesen Schilderungen unterließ es Torres aber nicht, den Commandanten zu fragen, ob er Manao selbst kenne, ob sein College sich jetzt dort befinde, ob der Amtsrichter, der oberste Beamte der Provinz, nicht die Gewohnheit habe, während der heißen Jahreszeit von da wegzugehen. Es schien als ob Torres, als er diese Fragen stellte, immer Joam Garral dabei mit einem Auge beobachtete. Das geschah übrigens

auffallend genug, um auch von Benito bemerkt zu werden, dem es überdies vorkam, als lausche sein Vater besonders aufmerksam auf diese etwas gar zu seltsamen Fragen des neuesten Passagiers.

Der Commandant von San Pablo d'Olivenza versicherte dem Abenteurer, daß die Behörden, respective deren Vorstände zu jener Zeit nicht von Manao abwesend seien, und beauftragte sogar Joam Garral, die betreffenden Herren von ihm zu grüßen. Aller Wahrscheinlichkeit nach langte die Jangada binnen höchstens sieben Wochen oder spätestens zwischen dem 20. und 25. August bei jener Stadt an.

Gegen Abend nahmen die Gäste des Fazenders von der Familie Garral Abschied, und am nächsten Morgen, den 3. Juli, setzte die Jangada ihre Fahrt den Strom hinunter wieder fort.

Gegen Mittag ließ man zur Linken die Mündung des Yacurupa liegen. Dieser Nebenfluß ist eigentlich nichts weiter als ein Kanal, denn er ergießt seinen Inhalt in den Iça, der selbst einen linksseitigen Zufluß des Amazonasstromes bildet. Es gehört auch zu den eigenthümlichen Erscheinungen, daß der Strom an manchen Stellen und zu gewissen Zeiten seine eigenen Nebenarme speist.

Gegen drei Uhr Nachmittags kam die Jangada an der Mündung des Jandiatuba vorüber, der seine gewaltigen dunklen Wassermassen von Südwesten her dem Hauptstrome durch eine vierhundert Meter breite Pforte zuwälzt, nachdem er vorher die Gebiete der Culinos-Indianer bewässert hat.

Daneben passirte man zahlreiche Inseln, wie Pimaticaira, Caturia, Chico, Motachina u. a. m. die einen bevölkert, die anderen öde, aber alle bedeckt mit herrlicher Vegetation, die vom Ursprunge des Amazonasstromes bis zu dem riesigen Delta, durch das er sich mit dem Atlantischen Ocean vermählt, eine lückenlose Guirlande bildet.

## Fünfzehntes Capitel

*Noch weiter stromab*

Es war am Abende des 5. Juli. Seit dem vorhergehenden Tage lag eine drückende Schwüle in der Luft, welche auf nahe bevorstehende Gewitter deutete. Ueber der Wasserfläche flatterten große röthliche Fledermäuse schwerfälligen Flügelschlages dahin. Unter denselben erkannte man auch einige dunkler braune, am Bauche heller gefärbte »Perros voladors«, vor denen Minha und vorzüglich die junge Mulattin einen unwiderstehlichen Widerwillen empfanden.

Es sind das jene schrecklichen Vampire, welche den Thieren das Blut aussaugen und sogar über den Menschen herfallen, der sich in den Campinen unklugerweise dem Schlummer überläßt.

»O, diese häßlichen Geschöpfe, rief Lina, sich die Augen bedeckend, ich fürchte mich vor ihnen!

– Sie sind auch wirklich zu fürchten, fügte das junge Mädchen hinzu, nicht wahr, Manoel?

– Gewiß, antwortete der Gefragte. Diese Vampire besitzen einen besonderen Instinct, Blut an solchen Stellen abzusaugen, wo es am leichtesten fließt, und vorzüglich hinter dem Ohre. Während sie das thun, bewegen sie immerfort die Flügel und fächeln ihrem Opfer angenehme Kühlung zu, unter der es desto tiefer schläft. Man berichtet von Leuten, welche solchem Blutverluste stundenlang unbewußt ausgesetzt blieben, dann aber – überhaupt nicht wieder erwachten.

– Halten Sie ein mit solchen Geschichten, Manoel, bat Yaquita, sonst wagt weder Minha noch Lina in dieser Nacht ein Auge zuzuthun.

– O, keine Angst, antwortete Manoel. Wenn es darauf ankommt, werden wir ihren Schlummer bewachen.

– Still, still! rief da Benito.

– Was giebt's? fragte Manoel.

– Hörst Du von dorthier nicht ein eigenthümliches Geräusch? erwiderte Benito nach dem rechten Uferweisend.

– Ja, wirklich! sagte Yaquita.

– Woher mag das rühren? fragte das junge Mädchen. Es klingt, als ob Kieselsteine den Inselstrand hinabrollten.

– Ah, jetzt weiß ich's! sagte Benito. Morgen können Alle, welche auf Schildkröteneier und auf frische junge Schildkröten Appetit haben, befriedigt werden!«

Ein Irrthum war nicht mehr möglich. Jenes Geräusch verursachten unzählige Chelonier (Seeschildkröten), welche, um Eier zu legen, nach den Inseln ziehen.

Dort wählen diese Amphibien im Ufersande geeignete Stellen zum Ablegen der Eier. Sie beginnen ihr Werk mit Sonnenuntergang und sind bei Tagesanbruch damit fertig.

Jetzt hatte die leitende Schildkrötenkönigin schon das Strombett verlassen, um eine passende Stelle zu suchen. Andere waren zu Tausenden beschäftigt, mit den Vorderfüßen einen sechshundert Fuß langen, zwölf Fuß breiten und sechs Fuß tiefen Graben auszuschachten; nach Ablegung ihrer Eier füllen sie die Stelle wieder locker mit Sand zu.

Für die Ufer-Indianer des Amazonenstromes und seiner Nebenflüsse ist diese Zeit des Eierlegens von großer Wichtigkeit. Sie beobachten schon das Eintreffen der Schildkröten und holen unter Trompetenschall deren Eier, welche in drei gleiche Mengen getheilt werden, von denen eine den Wächtern, eine andere den Indianern und eine dritte dem

durch die Strandhauptleute vertretenen Staate zufällt; die letztgenannten haben nämlich nicht allein polizeiliche Functionen, sondern nehmen auch die Steuern und Abgaben ein. Manche Stellen, welche bei abnehmender Fluth trocken gelegt und langjähriger Erfahrung nach von den Schildkröten besonders bevorzugt werden, hat man ausschließlich mit dem Namen »Königs-Strand« bezeichnet. Nach eingeheimster Ernte feiern die Indianer frohe Feste, wobei es im Spielen, Tanzen und Trinken hoch hergeht – mit ihnen aber auch die Kaimans im Strome, welche die Ueberbleibsel von den Amphibien verschmausen.

Schildkröten sowohl als die Eier derselben bilden auch einen sehr bedeutenden Handelsgegenstand im ganzen Becken des Amazonasstromes. Man paßt dazu den Thieren, wenn sie vom Eierlegen zurückkehren, auf und wendet sie zunächst mittelst Stangen auf den Rücken, aus welcher Lage sie sich nicht selbst befreien können. Diese werden lebend aufbewahrt, indem man sie entweder in eingehetzten, den bekannten Fischparks ähnlichen Behältern unterbringt oder ihnen eine Schnur von hinreichender Länge an einen Fuß knüpft, mit der sie sich beliebig auf dem Lande oder im Wasser bewegen können. Auf diese Weise sichern sich die Bewohner ihren nie ausgehenden Vorrath von frischem Schildkrötenfleisch.

Anders verfährt man mit den kleinen, eben ausgekrochenen Schildkröten, die weder eingeparkt noch angebunden zu werden brauchen. Ihre Schale ist nämlich noch weich, das Fleisch außerordentlich zart, so daß diese ganz wie Austern verspeist, doch vorher gekocht werden. In dieser Form verzehrt man im Lande ganz unglaubliche Mengen.

Dabei wird von den Chelonier-Eiern im Amazonen-Gebiete und in der Provinz Para noch ein anderer ausgedehnter Gebrauch gemacht. Die Herstellung von »Manteigna de tartaruga«, das ist Schildkrötenbutter, ein Product, das sich mit

den feinsten Erzeugnissen der Normandie und der Bretagne getrost messen kann, erfordert alljährlich nicht weniger als zweihundertfünfzig bis dreihundert Millionen solcher Eier. Dafür giebt es Schildkröten im ganzen Strombecken aber auch in geradezu zahllosen Schaaren, welche unendliche Mengen von Eiern im Ufersande vergraben.

In Folge der ungeheueren Consumption seitens der Eingebornen, wie der Vernichtung solcher durch Strandläufer und andere Vögel und nicht minder durch die Kaimans des Stromes ist ihre Anzahl jetzt doch so sehr vermindert worden, daß eine kleine Schildkröte im Durchschnitte mit einer brasilianischen Pataque bezahlt wird.

Am folgenden Tage machten Benito, Fragozo und einige Indianer eine Pirogue klar und begaben sich damit nach einer der in der Nacht passirten Inseln. Die Jangada brauchte deswegen nicht zu halten, denn diese war immer ohne Mühe einzuholen.

Am Strande daselbst fanden sich kleine Sandhäufchen, entsprechend den Stellen, wo in der vergangenen Nacht die Eier zu je hundertsechzig bis hundertachtzig Stück in dem Graben verscharrt worden waren. Um die Gewinnung dieser Eier handelte es sich jedoch nicht. Dagegen erwiesen sich andere, vor etwa zwei Monaten vergrabene Eier jetzt schon zum größten Theile von der Sonnenhitze ausgebrütet, denn schon wimmelte es an dem flachen Ufer von Tausenden kleiner Schildkröten.

Leicht wurde also eine reichliche Beute eingeheimst und die Pirogue mit so vielen der interessanten Amphibien befrachtet, als sie nur tragen konnte, das Ergebniß der Jagd aber gerade zur besten Stunde, kurz vor dem Frühstück, abgeliefert. Die Passagiere und die Mannschaft der Jangada erhielten davon gleiche Antheile, und wenn auch für den Abend noch ein

Restchen dieses Leckerbissens übrig blieb, so wurde doch Alles an dem einen Tage verzehrt.

Am 7. Juli des Morgens befand sich das Floß vor San Jose de Matura, einem Flecken in der Nähe eines unbedeutenden, mit hohem Schilf ausgefüllten Flusses, an dessen Ufer der Sage nach die fabelhaften geschwänzten Indianer seßhaft gewesen sein sollen.

Frühzeitig am 9. Juli kam das Dorf San Antonio in Sicht, nur eine Gruppe weniger, unter Bäumen versteckter Hütten, und bald darauf die Mündung des Iça oder Putumayo, welche neunhundert Meter in der Breite mißt.

Der Putumayo gehört zu den bedeutendsten Nebenflüssen des Amazonasstromes. Im 16. Jahrhundert wurden in dessen Nachbarschaft zuerst durch Spanier englische Missionen errichtet, diese aber später durch Portugiesen so gründlich zerstört, daß sich heute davon auch nicht eine Spur mehr nachweisen läßt. Jetzt trifft man hier nur wenige Vertreter mehrerer Indianerstämme, welche durch abweichende Tätowirungen leicht von einander zu unterscheiden sind.

Der Iça ist ein Wasserlauf, der, am Ostabhange der Gebirge von Pasto, nordöstlich von Quito entspringend, zunächst prächtige Wälder von wilden Cacaobäumen durchströmt. Auf einer Strecke von hundertvierzig Meilen für Dampfer von nicht über zehn Fuß Tiefgang schiffbar, dürfte er sich voraussichtlich noch zu einer der wichtigsten Wasserstraßen im westlichen Südamerika entwickeln.

Inzwischen trat schlechtes Wetter ein, zwar kam es noch nicht zu anhaltendem Regnen, dagegen bildeten sich häufige Gewitter. Diese Meteore blieben freilich ohne Einfluß auf die Fahrt der Jangada, welche dem Winde zu wenig Angriffsfläche bot, während ihre große Länge sie auch gegen den höheren Wogenschlag des Stromes unempfindlich machte; natürlich sah sich die Familie Garral dabei mehr als früher auf den



Aufenthalt in den Wohnräumen angewiesen, doch ließ man solche gezwungene Mußestunden nicht ungenützt vorüber, sondern plauderte nach Herzenslust und tauschte allerlei Beobachtungen aus, so daß die Zungen immer in flotter Bewegung blieben.

Unter diesen Verhältnissen nahm auch Torres allmählich mehr an den gemeinsamen Gesprächen theil. Erinnerungen aus der Zeit seiner verschiedenen Züge durch das ganze nördliche Brasilien lieferten ihm reichlichen Unterhaltungsstoff. Offenbar hatte dieser Mann sehr viel gesehen; seine Beobachtungen dabei waren jedoch immer die eines Skeptikers, und er verletzte mit seinen Reden nicht selten das Ohr der braven, feinfühlenden Leute, die ihm zuhörten. Es verdient auch hervorgehoben zu werden, daß er Minha mehr und mehr auszeichnete. Mißfielen seine Aufmerksamkeiten Manoel auch von vornherein, so gingen dieselben doch noch nicht so weit, um eine Intervention des jungen Mannes angezeigt erscheinen zu lassen. Uebrigens empfand das junge Mädchen gegen Torres einen unbewußten Widerwillen, aus dem sie sich kein Hehl zu machen bemühte.

Am 9. Juli zeigte sich am linken Stromufer die Mündung des Tunantins, durch welche vierhundert Fuß breite Spalte der genannte Fluß seine von Westnordwesten sich herwälzenden Wassermassen in den großen Strom abgiebt, nachdem diese das Gebiet der Cacenas-Indianer bewässert haben.

An derselben Stelle bot das Bett des Amazonenstromes einen wirklich großartigen Anblick, obwohl es mehr als anderswo von Inseln und Holmen unterbrochen wird. Es bedurfte der gereiften Erfahrung und aller Geschicklichkeit des Mannes am Steuer, um sich durch diesen verworrenen Archipel zu winden, von einem Ufer zum anderen zu laviren, hier Untiefen, dort brodelnde Wasserwirbel zu vermeiden und doch dabei den zweckmäßigsten Weg einzuhalten.

Er hätte sich vielleicht nach dem Ahuaty-Parana, einem natürlichen Kanal, wenden können, der sich unterhalb der Tunantinsmündung abzweigt und hundertzwanzig Meilen weiter durch den Rio Japura wieder mit der Hauptwasserader in Verbindung tritt; doch wenn auch die breiteste Stelle dieses »Furo« hundertfünfzig Fuß maß, so schrumpfte dafür die engste bis auf sechzig Fuß zusammen, was der Durchfahrt der Jangada ernstliche Schwierigkeiten bereiten mußte.

Kurz, nachdem sie am 13. Juli die Insel Capura berührt und am Einflusse des Jutahy vorüber gefahren, der, von Westsüdwesten herkommend, seine dunklen Fluthen durch eine fünfzehnhundert Fuß breite Mündung ergießt, und nachdem sie die zahllosen Schaaren jener hübschen hellschwefelfarbenen Aeffchen mit zinnoberrothem Gesicht bewundert hatten, welche unersättliche Liebhaber der Früchte einer Palmenart sind, von der der Fluß seinen Namen erhielt, kamen die Reisenden am 18. Juli bei der kleinen Stadt Fonteboa an. Hier machte die Jangada zwölf Standen Halt, um die Mannschaft einmal wieder rasten zu lassen.

Fonteboa hat, wie die meisten Missionsdörfer am Amazonenstrom, dem merkwürdigen Gesetze nicht entgehen können, wonach solche kleine Ansiedlungen binnen längeren Zeitperioden von einer Stelle zur anderen verschoben werden. Dem Anscheine nach ist die Nomadenexistenz des Oertchens jetzt aber zu Ende und einer definitiven Seßhaftigkeit gewichen. Es ist das erfreulich, denn das Städtchen bietet mit seinen drei Dutzend, unter üppigem Grün hervorlugenden Häuschen und der Notre Dame von Guadalupe, der schwarzen Heiligen Jungfrau von Mexiko gewidmeten Kirche, ein wirklich liebliches Bild. Fonteboa zählt etwa eintausend Einwohner und wird von Indianern an beiden Stromufern, welche in den benachbarten Campinen große Viehheerden aufziehen, mit Nahrungsmitteln versorgt. Hierin allein besteht

jedoch nicht die Beschäftigung der Letztgenannten; sie sind daneben auch unerschrockene Jäger oder, wenn man lieber will, kühne Fischer, welche Seekühen nachstellen.

Noch am Abend ihrer Ankunft fanden die jungen Leute Gelegenheit, einer höchst interessanten Expedition dieser Art beizuwohnen.

Im Cayaratu, der bei Fonteboa mündet, war das Auftauchen zwei solcher pflanzenfressender Cetacier berichtet worden. Auf der Wasserfläche sah man sechs braune Punkte dahintreiben. Das waren die zwei spitzen Schnauzen und die vier gewaltigen Flossen der Seekühe.

Unerfahrene Fischer würden diese sich langsam weiter bewegenden Punkte anfänglich gewiß für irgend welche, von der Strömung mitgeführte todte Gegenstände gehalten haben; die Eingebornen aus Fonteboa konnten sich darüber jedoch nicht täuschen. Ein geräuschvolles Schnaufen verrieth übrigens bald, daß hier lebende Thiere herabschwammen, welche die zur Athmung unbrauchbar gewordene Luft sehr kräftig ausstießen.

Zwei mit je drei Fischern bemannte Ubas stießen vom Ufer ab, und suchten sich den Seekühen zu nähern, welche indeß eiligst die Flucht ergriffen. Erst erzeugten die dunklen Punkte einen leicht erkenntlichen Streifen wirbelnden Wassers, dann aber verschwanden jene gänzlich.

Die Fischer ruderten vorsichtig weiter. Mit einer höchst primitiven Harpune, einem tüchtigen Nagel an langem Stocke, ausgerüstet, stand je Einer im Vordertheile der kleinen Fahrzeuge, welche die Anderen möglichst geräuschlos fortbewegten. Sie warteten, bis das Athembedürfniß die Thiere wieder nach oben und ihnen sozusagen in Schußweite treiben würde. Zehn Minuten später mußten die Thiere erfahrungsmäßig in mehr oder weniger beschränktem Umkreise der Stelle, wo sie hinabtauchten, gewiß wieder erscheinen. Wirklich dauerte es kaum diese Zeit, bis die

dunklen Punkte in einiger Entfernung sichtbar wurden und zwei mit Luft gemischte Dampfstrahlen zischend in die Höhe schossen.

Die Ubas flogen jetzt näher heran, die Harpunen durchschwirrten die Luft; die eine verfehlte ihr Ziel, die andere aber traf den einen Cetacier in der Nähe des Schwanzwirbels.

Mehr brauchte es nicht, um das Thier fast unschädlich zu machen, da sich dasselbe von einem Harpunenstachel getroffen kaum noch zu vertheidigen vermag. Mittelst eines Seiles wurde es hierauf vorsichtig in die Nähe der Uba und dann nach dem Strande vor den Häusern herangeholt.

Es war nur eine sehr kleine Seekuh von kaum drei Fuß Länge. Man hat diese armen Cetacier so hitzig verfolgt, daß sie im Amazonenstrom und dessen Seitenflüssen schon recht selten zu werden anfangen, und läßt ihnen so wenig Zeit, ordentlich auszuwachsen, daß jetzt auch die Riesen unter ihnen nicht mehr als sieben Fuß messen. Was sind solche Zwerge aber gegen die zwölf bis fünfzehn Fuß langen Seekühe, welche in den Strömen und Landseen Afrikas noch in Hülle und Fülle vorkommen!

Leider dürfte es große Schwierigkeiten finden, deren allmähliche Ausrottung zu verhüten. Das Fleisch dieser Thiere ist nämlich von vortrefflichem Geschmack übertrifft sogar den des Schweinefleisches, und dazu bildet das, aus der gegen drei Zoll dicken Speckschicht gewonnene Oel einen werthvollen Handelsgegenstand. Geräuchert hält sich das Fleisch überraschend lange und bietet eine recht gesunde Nahrung. Bedenkt man hierzu noch, daß das Thier verhältnißmäßig leicht zu fangen ist, so leuchtet es ein, daß sein Geschlecht von der ihm drohenden Vertilgung kaum zu retten sein dürfte. Heutzutage erzielt man von einer ausgewachsenen Seekuh, welche früher zwei Pots Oel im Gewicht von je hundertachtzig

Pfund lieferte, im besten Falle nur vier spanische Arroben, zusammen etwa einen Centner schwer.

Am 19. Juli mit Sonnenaufgang verließ die Jangada Fonteboa wieder und glitt zwischen den beiden, vollkommen menschenleeren Ufern des Stromes an verschiedenen Inseln vorüber. Auf letzteren erhoben sich dichte Wälder der herrlichsten Cacaobäume. Den Himmel bedeckten immer schwere, elektricitätsschwangere Haufenwolken, welche neue Gewitterstürme in baldige Aussicht stellten.

Bald stürzte von dem höheren linken Ufer der Rio Jurua herab. Ein Boot könnte auf dessen klaren Wellen, die ihm zahlreiche Seitenflüsse zweiter Ordnung zuführen, ohne unübersteigliche Hindernisse bis Peru hinaufgelangen.

»Hier dürfte wohl die Gegend sein, bemerkte Manoel, wo man die streitbaren Frauen, welche bei Orellana so viele Verwunderung erweckten, zu suchen hätte. Freilich weiß man jetzt, daß dieselben keine besonderen Stämme bilden. Es sind eben nur die Weiber, welche ihre Gatten auch in den Kampf begleiten und von denen die unter den Juruas den Ruf großer Unerschrockenheit genießen.«

Die Jangada schwamm weiter hinab; aber welches Labyrinth bildete hier der große Amazonenstrom!

Der Rio Japura, dessen eigentliche Mündung sich erst achtzig Meilen stromabwärts befindet und der zu den mächtigsten Nebenströmen zählt, begleitete jenen fast in paralleler Richtung.

Beide aber stehen in häufiger Verbindung durch Kanäle, Iguarapes, Lagunen, zeitweilig vorhandene Seen kurz, sie bilden ein fast unentwirrbares Netz, was die Hydrographie dieser Strecke unendlich erschwert.

Besaß Araujo auch keine Stromkarte als Leitfaden, so vertrat diese Stelle seine gereifte Erfahrung, und es war wirklich wunderbar zu beobachten, wie er sich durch dieses Chaos

hindurch fand und niemals den großen Strom selbst verfehlte. Er entledigte sich seiner Aufgabe so gut, daß die Jangada am 25. Juli Nachmittags, nachdem sie bei dem Dorfe Parani-Tapera vorüber gekommen, am Einlaufe zu dem Ega- oder Teffe-See vor Anker gehen konnte, auf welch' letzteren man nicht einzulaufen Ursache hatte, da das Floß aus demselben doch nach dem Strome selbst hätte zurückkehren müssen.

Die Stadt Ega dagegen ist von Bedeutung und verdient wohl einen Besuch. Es wurde deshalb beschlossen, daß die Jangada bis zum 27. Juli hier verankert liegen und die große Pirogue die ganze Familie am nächsten Morgen nach Ega überführen sollte.

Sicherlich hatte die fleißige Mannschaft des großen Holztrains einmal eine gründliche Erholung verdient. Die Nacht verbrachte man nahe dem etwas erhöhten Ufer, und nichts störte deren Ruhe. Am Horizont nur flammte dann und wann ein Wetterleuchten auf, das aber von einem in großer Ferne sich entladenden Gewitter herzurühren schien.

## Sechzehntes Capitel

*Ega*

Am 26. Juli schon gegen sechs Uhr Morgens machten sich Yaquita, Minha, Lina und die beiden jungen Männer fertig, die Jangada zu verlassen.

Auch Joam Garral, der vorher nicht hatte an's Land gehen wollen, gab den Bitten seiner Gattin und seiner Tochter nach, sich einmal von seiner tagtäglichen Arbeit loszureißen und sie bei diesem Ausfluge zu begleiten.

Torres schien kein besonderes Interesse daran zu haben, nach Ega zu gehen – zu großer Befriedigung Manoels, der mehr und mehr Abneigung gegen den Fremdling empfand und nur auf die Gelegenheit wartete, ihm diese zu erkennen zu geben.

Auch Fragoso bestimmten nicht die nämlichen Gründe, Ega zu besuchen, wie früher Tabatinga, denn letzteres ist nur ein unbedeutender Flecken im Vergleich zu dieser immerhin kleinen Stadt.

Ega mit seinen fünfzehnhundert Einwohnern steht nämlich in dem Range etwa einer Provinz-Hauptstadt, wo alle Behörden einer solchen ihren ständigen Sitz haben; so befand sich hier z. B. ein Militär-Commando, ein Polizeichef, Friedens- und Criminalrichter, nebst den Lehrern einer Art Volksschule und eine Milizgarnison mit den nothwendigen Officieren.

Wo aber so viele Beamte und Angestellte mit ihren Frauen und Kindern wohnen, darf man wohl voraussetzen, daß es auch an einem Haarkräusler und Barbier nicht fehlen werde. Das

war auch wirklich der Fall, und für Fragoso also keine Aussicht auf ein lucratives Geschäft.

Der gute Junge beabsichtigte jedoch, obwohl er in Ega nichts zu schaffen hatte, an dem Ausfluge schon deshalb theilzunehmen, weil Lina ihre Herrin begleitete; er verzichtete aber, schon im Begriffe die Jangada zu verlassen, im letzten Augenblicke noch darauf, weil Lina selbst ihn darum ersuchte.

»Herr Fragoso! begann sie, ihn beiseite führend.

– Was befehlen Sie, Fräulein Lina? antwortete er.

– Mir scheint, Ihr Freund Torres will davon absehen, uns nach Ega zu begleiten.

– Ja wohl, er wird an Bord bleiben, Fräulein Lina; Sie würden mich aber verpflichten, wenn Sie jenen nicht ferner als meinen Freund bezeichneten.

– Gerade Sie aber haben ihm zugeredet, sich um einen Platz auf dem Floße zu bewerben, bevor er selbst daran dachte.

– Ja, damals freilich; doch fürchte ich, um ganz offenerzig zu sein, damit eine große Dummheit begangen zu haben.

– Und wenn ich Ihnen ebenso offen antworten soll, muß ich gestehen, daß mir der Mann ganz und gar nicht gefällt, Herr Fragoso!

– Mir gewiß auch nicht, Fräulein Lina; es kommt mir übrigens stets so vor, als hätte ich ihn schon irgendwo einmal gesehen. Ich erinnere mich dessen zwar nur sehr unbestimmt, das Eine aber weiß ich, daß der Eindruck von seiner Persönlichkeit alles Andere, denn ein guter war.

– Aber wo und wann könnten Sie Torres begegnet sein? Ist Ihnen das ganz und gar entfallen? Es könnte vielleicht von Nutzen sein zu wissen, was er ist, und vorzüglich, was er gewesen ist.

– Nein... soviel ich suche... wie lange Zeit darüber hingegangen ist, in welcher Gegend es war?... Alles ist meinem Gedächtniß entschwunden.



- Herr Fragoso!
- Fräulein Lina wünschen?
- Sie sollten an Bord bleiben, um Torres während unserer Abwesenheit zu überwachen.
- Wie? rief Fragoso, ich soll Sie nicht nach Ega begleiten und den ganzen Tag lang darauf verzichten, Sie zu sehen?
- Ich ersuche Sie darum.
- Ist das ein Befehl?...
- Nein, aber eine Bitte.
- Ich bleibe hier.
- Herr Fragoso!
- Fräulein Lina!
- Ich sage Ihnen meinen Dank.
- O, danken Sie mir lieber mit einem herzlichen Händedruck, antwortete, Fragoso, das ist mein Opfer wohl werth!«

Lina reichte dem wackeren Burschen die Hand hin, welche dieser einige Augenblicke in der seinen hielt und ihr dabei in das hübsche Gesichtchen blickte. So kam es also, daß Fragoso in der Pirogue nicht mit Platz nahm und, ohne sich das merken zu lassen, Torres aufmerksam im Auge behielt. Ob sich dieser des Widerwillens, den er bei allen Anderen erweckte, bewußt war, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; jedenfalls aber hatte er seine Gründe, sich das nicht besonders zu Herzen zu nehmen.

Von dem Ankerplatze bis zur Stadt Ega betrug die Entfernung vier Meilen. Acht Meilen, hin und zurück gerechnet, in einer Pirogue mit sechs Personen, und außer diesen mit noch zwei Negern als Ruderer, zurückzulegen, das war eine Fahrt, welche zweifelsohne mehrere Stunden in Anspruch nahm, von der Anstrengung bei der hohen Temperatur zu schweigen, welche jetzt herrschte, wenn den Himmel auch ein leichter Wolkenschleier bedeckte.

Zum Glück wehte eine günstige Brise aus Nordwesten, mit deren Hilfe man, wenn sie anhielt, über den Teffe-See segeln und nach Ega und zurück ziemlich schnell, ohne laviren zu müssen, gelangen konnte.

Am Mast der Pirogue wurde also ein lateinisches Segel gehißt. Benito ergriff die Schoote desselben und das Boot stieß ab, nachdem Lina durch eine bezeichnende Handbewegung Fragoso nochmals an's Herz gelegt hatte, auf der Hut zu sein.

Um nach Ega zu kommen, hatte man dem südlichen Ufer des Sees zu folgen. Zwei Stunden später lief die Pirogue in den Hafen der alten, früher von Carmelitern gegründeten Mission ein, welche 1759 zur Stadt erhoben und von General Gama endgiltig dem Scepter Brasiliens unterworfen wurde.

Die Passagiere gingen an einem sanft abfallenden Ufer an's Land, an welchem neben einander nicht nur die Kähne und Boote der Einwohner, sondern auch einige jener kleinen Goëletten lagen, die an den Küsten des Atlantischen Oceans zu Handelszwecken dienen.

Den beiden jungen Mädchen entlockte schon der erste Schritt nach Ega hinein manchen Ruf der Ueberraschung.

»Ah, diese große Stadt! jubelte Minha.

– Die vielen Häuser – die vielen Menschen! setzte Lina hinzu, deren Augen sich zu erweitern schienen, um besser zu sehen.

– Ei, das will ich meinen, bemerkte Benito lachend, mehr als fünfzehnhundert Menschen und vielleicht ganze zweihundert Häuser, einzelne gar mit einem Stockwerke übersetzt, dazu zwei oder drei Straßen, leibhaftige Straßen, welche die Häusermasse durchschneiden!

– Lieber Manoel, sagte da Minha, bitte, nimm uns gegen meinen Bruder in Schutz! Er macht sich lustig, weil er schon die schönsten Städte der Provinzen des Amazonenstromes und Paras gesehen hat.

– Dann müßte er sich auch über seine eigene Mutter lustig machen, erklärte Yaquita, denn ich gestehe auch, etwas Aehnliches noch niemals gesehen zu haben.

– Nun, nehmt Euch nur in Acht, liebe Mutter und Schwester, denn Ihr werdet in Extase gerathen, wenn wir nach Manao kommen, und vor lauter Verwunderung kein Wort mehr finden können, wenn wir erst in Belem eintreffen.

– O, darüber mache Dir keine Sorgen, entgegnete Manoel lächelnd. Die Damen werden sich durch den Anblick der Städte am oberen Amazonasstrome schon an große Ueberraschungen gewöhnt haben.

– Wie, Manoel, fragte Minha, Du spielst mit meinem Herrn Bruder eine Geige? Du moquirst Dich ebenfalls...

– Nein, beste Minha, ich schwöre Dir...

– Lassen wir den Herren ihr Vergnügen, fiel Lina ein, wir wollen dafür desto mehr sehen, denn hier giebt's Schönes in Hülle und Fülle!«

Schönes? Ein Haufen meist aus Lehm errichteter und höchstens mit Kalt geweißter Häuser, gewöhnlich mit Stroh oder Palmenblättern abgedeckt; einzelne freilich aus Stein oder Holz erbaut, mit Verandas, grün angestrichenen Thüren und Fensterläden, und inmitten eines Gärtchens voll blühender Orangen. Daneben fanden sich auch zwei oder drei öffentliche Gebäude, eine Kaserne und eine, der heiligen Theresa gewidmete Kirche, welche gegenüber der bescheidenen Kapelle von Iquitos freilich ganz gut eine Kathedrale vorstellen konnte.

In der Richtung nach dem See zu bot sich dem Blicke ein reizendes, mit einem Rahmen von Cocosbäumen und Assaïs umschlossenes Panorama, das bis zum Wasser hinabreichte, und drei Meilen, auf der anderen Seite des Sees, lugten die Häuser des pittoresken Dorfes Nogueira aus Olivenhainen am Strande hervor.

Die beiden jungen Mädchen entdeckten aber auch noch andere Gegenstände ihrer Bewunderung, ihres echt weiblichen Interesses, das war die modische Kleidung der eleganten Damen Egas, nicht jener höchst primitive und doch schreiende Staat der Urbewohner vom schwachen Geschlechte, der bekehrten Omaa- und Mura-Weiber, sondern das Kostüm der wirklichen Brasilianerinnen! Die Frauen und Töchter der Beamten und der reichen Handelsherren der Stadt brüsteten sich in der That mit freilich etwas veralteten Pariser Toiletten, hier, fünfhundert Meilen hinter Para, das wiederum selbst einige Tausend Meilen von der Favorit-Residenz des Modeteufels entfernt liegt.

»Aber sehen Sie doch – sehen Sie nur da die schönen Damen in ihren reizenden Kleidern! raunte Lina ihrer Herrin zu.

– Lina wird noch rein toll! meinte Benito.

– Wenn jene Toiletten getragen würden, wie es sich gehört, antwortete Minha dem Mädchen, möchten sie so lächerlich nicht aussehen.

– Glaube mir, liebe Minha, wandte sich Manoel zu dieser, Du gehst in Deinem einfachen Baumwollenkleide und dem schützenden Strohhute geschmackvoller als alle jene Brasilianerinnen mit ihren aufgebauchten Hüten und mit Volants überladenen Roben, die für unsere Gegend und Verhältnisse einmal nicht passen.

– Wenn ich nur Dir so gefalle, antwortete das junge Mädchen, beneide ich keine Andere um den Flitter.«

Doch, es galt ja im Grunde, die Stadt in Augenschein zu nehmen. Die Gesellschaft lustwandelte also durch die Straßen, welche mehr Krambuden als eigentliche Läden enthielten, besuchte einen öffentlichen Platz, das Stelldichein der vornehmen Welt, wo die Damen ihre europäischen Toiletten zu Schau trugen, und speiste gar in einem Hotel eigentlich mehr in

einer Herberge wo Jedermann die ausgezeichnete Tafel der Jangada schmerzlich vermißte.

Nach dem einzig und allein aus verschieden zubereitetem Schildkrötenfleisch bestehenden Diner bewunderte die Familie Garral noch einmal die schönen Gestade des Sees, welche die niedergehende Sonne mit ihren glänzenden Strahlen vergoldete.

Dann begaben sich Alle nach der Pirogue, vielleicht etwas enttäuscht über die Herrlichkeiten einer Stadt, zu deren Besuche eine Stunde schon bequem hinreichte, auch etwas ermüdet durch dies Gehen in den erhitzten Straßen, welche mit den schattigen Wegen von Iquitos keinen Vergleich aushielten. Keinen gab es, bis auf die leichtempfindliche Lina, dessen Enthusiasmus jetzt nicht merklich abgekühlt war.

Jeder nahm seinen Platz in der Pirogue wieder ein. Der Wind kam noch aus Nordwesten und hatte gegen Abend etwas aufgefrischt. Das Segel wurde gehißt und das Fahrzeug glitt denselben Weg wie am Morgen wieder über den, von dem dunklen Gewässer des Rio Teffe gespeisten See, ein Rio, der nach Aussage der Indianer vierzig Tagereisen weit stromaufwärts schiffbar sein soll. Gegen acht Uhr erreichte die Pirogue den Ankerplatz wieder und legte neben der Jangada an.

Sobald es ihr möglich wurde, nahm Lina Fragoso zur Seite.

»Nun, haben Sie etwas Verdächtiges bemerkt, Herr Fragoso? fragte sie.

– Nichts, Fräulein Lina, antwortete Fragoso. Torres hat kaum seine Cabine verlassen, sondern unausgesetzt gelesen und geschrieben.

– Er wäre nicht in das Haus, nicht in den Speisesaal eingetreten, wie ich befürchtete?

– Gewiß nicht. So lange er sich außerhalb seiner Cabine aufhielt, spazierte er auf dem Vordertheile der Jangada einher.

– Und was trieb er dabei?

– Er hielt ein altes Stück Papier in der Hand, das er aufmerksam zu betrachten schien, und murmelte bisweilen einzelne unverständliche Worte.

– Das erscheint mir Alles nicht so unschuldiger Natur zu sein, wie Sie offenbar glauben, Herr Fragoso. Sein Lesen und Schreiben, jenes alte Papier werden schon ihre besondere Bedeutung haben. Ein Professor der Wissenschaften oder ein Mann des Gesetzes ist er doch gewiß nicht. Meinen Sie nicht auch, Herr Fragoso?

– Sie können wohl Recht haben.

– Also halten wir die Augen auf, Herr Fragoso.

– Ja, seien wir auf der Hut, Fräulein Lina.«

Mit Tagesanbruch am 27. Juli gab Benito dem Piloten das Signal zum Aufbruche.

Durch den schmalen Sund zwischen den Inseln, die an der Bucht von Arenapo liegen, wurde für einen Augenblick die sechstausendsechshundert Fuß breite Mündung des Yapura sichtbar. Dieser große Nebenfluß ergießt sich durch acht Oeffnungen in den Amazonasstrom, als verlöre er sich in einem Meere oder großen Golf. Sein Wasser kommt von weit her, denn es entquillt den Gebirgen der Republik Ecuador und sammelt sich in einem Bette, das erst zweihundert Meilen vor seiner Vereinigung mit dem Riesenstrome durch Wasserfälle unterbrochen wird.

Den ganzen Tag beanspruchte die Fahrt zur Insel Yapura, hinter welcher der nun freier werdende Strom die weitere Reise erleichtern mußte. Die Strömung des Wassers war übrigens nur eine mäßige, so daß man einzelne Holme und Eilande ohne Schwierigkeit vermeiden konnte und das Floß nie einen Stoß erlitt oder den Grund streifte.

Am folgenden Tage glitt die Jangada zwischen ausgedehnten, von hohen, ziemlich steilen Dünen gebildeten Uferstrecken hin, die als Deiche für ungeheure Weideplätze dienen, auf

welchen man die Heerden ganz Europas unterbringen und ernähren könnte. Diese Uferstrecken sollen im Becken des oberen Amazonenstromes am reichsten an Schildkröten sein.

Am 29. Juli des Abends legte man das Floß sorgfältig bei der Insel Catua fest, um hier die Nacht, welche sehr finster und unheimlich zu werden drohte, zu verbringen.

Auf dieser Insel zeigte sich, so lange die Sonne über dem Horizonte stand, ein Trupp Mura-Indianer, Reste eines alten, mächtigen Stammes, der zwischen dem Teffe und dem Madeira früher eine Uferstrecke von über hundert Meilen Ausdehnung bevölkerte.

Hin- und hergehend betrachteten die Eingebornen den schwimmenden, jetzt still liegenden Holzzug. Es mochten gegen hundert bewaffnete Männer sein, mit Sarbacanen (das ist eine Art Blasrohr) aus dieser Gegend eigenthümlichem Schilf, das äußerlich durch den vom Marke befreiten Stengel einer Zwergpalme verstärkt wird.

Joam Garral verließ für einen Augenblick die Arbeit, welche sonst seine ganze Zeit in Anspruch nahm, und empfahl Allen, wohl aufzupassen, aber die Eingebornen auf keine Weise zu reizen. Die Partie stand hier in der That nicht gleich. Die Muras besitzen eine bewundernswerthe Geschicklichkeit, kleine, aber fast unheilbar verwundende Pfeile mittelst ihrer Sarbacanen bis auf eine Entfernung von dreihundert Schritt zu entsenden.

Die Gefährlichkeit dieser, aus den Blättern der Coucourite-Palmen hergestellten, mit Baumwolle befiederten, neun bis zehn Zoll langen und gleich einer Nähnadel spitzigen Pfeile rührt daher, daß dieselben mit »Curare« vergiftet sind.

Das Curare oder »Wourah«, die Flüssigkeit, welche, »alles Gemeine tödtet«, wie die Indianer sagen, wird aus dem Saft einer Euphorbiacee und einer knolligen Strychnosart hergestellt, doch verwenden die Eingebornen dazu auch noch

einen Teig einer giftigen Ameisenart und die Giftdrüsen mancher Schlangen.

»Es ist wirklich ein entsetzliches Gift, sagte Manoel, denn es wirkt direct auf das Nervensystem und lähmt sofort diejenigen Nerven, welche der willkürlichen Bewegung vorstehen, während das Herz nicht afficirt wird und ungestört weiter schlägt, bis das Leben überhaupt erlischt. Leider kennt man gegen diese Vergiftung, welche sich zuerst durch Lähmung der Glieder kundgiebt, kein wirksames Gegenmittel.«

Die Muras schritten, trotz ihres ausgesprochenen tödtlichen Hasses gegen alle Weißen, glücklicher Weise nicht zu Feindseligkeiten. Sie besitzen heute auch offenbar nicht mehr den Muth ihrer berühmten Vorfahren.

Mit sinkender Nacht erklangen hinter den Bäumen der Insel einige Melodien in Moll von einer fünfflöcherigen Flöte. Eine andere antwortete der ersten. Dieser Austausch kleiner Musikstücke währte nur wenige Minuten, dann verschwanden die Muras.

In einer Anwandlung fröhlicher Laune wollte ihnen Fragoso schon durch ein Liedchen antworten; aber Lina beeilte sich, ihm noch rechtzeitig den Mund zu schließen und ihn daran zu hindern, sein bescheidenes Sängertalent, mit dem er überhaupt ziemlich freigebig war, auch bei dieser unpassenden Gelegenheit an den Mann zu bringen.

Am 2. August Nachmittags drei Uhr langte die Jangada zwanzig Meilen weiter bei dem Eingange zum Apoara-See an, der den Fluß gleichen Namens mit seinem düsteren Wasser speist; und zwei Tage später hielt sie gegen fünf Uhr an der Einfahrt nach dem Coary-See an.

Es ist das einer der größten unter den vielen, mit dem Amazonenstrom in Verbindung stehenden Landseen und er dient als Sammelbecken für verschiedene Rios. Er nimmt fünf



oder sechs Zuflüsse auf, welche sich darin vermischen und durch einen engen »Furo« nach der Hauptader abströmen.

Nachdem noch der Flecken Tahua-Miri in Sicht gekommen, der, um vor Hochwasser geschützt zu bleiben, auf Pfeilern wie auf Stelzen erbaut ist, was bei dem niedrigen Strande gewiß als nothwendige Maßregel anzuerkennen ist, legte die Jangada am Ufer an, um die Nacht über zu halten.

Man befand sich jetzt gegenüber dem Dorfe Coary, mit einem Dutzend ziemlich verfallener, unter dichten Orangen- und Flaschenkürbisbäumen verstreuter Häuser. Es mag kaum einen wechsellvolleren Anblick geben als den dieses Weilers, je nachdem der benachbarte See bei hohem und anderentheils bei niedrigem Wasserstande eine große spiegelglänzende Fläche oder nur einen schmalen Kanal bildet, der nicht einmal Tiefe genug hat, um den Verkehr mit dem Amazonenstrom zu ermöglichen.

Am folgenden Tage, dem 5. August, früh Morgens wurde die Reise wieder fortgesetzt. Man passirte da den Kanal von Yucura, ein Glied des so verwickelten Systems der Seen und Furos des Rio Yapura, und am 6. des Morgens langte man bei dem Eingange zum Miana-See an.

An Bord war nichts Besonderes vorgefallen, und das Leben daselbst verlief mit fast methodischer Regelmäßigkeit.

Fragoso, den Lina immer in Athem hielt, ließ Torres niemals aus den Augen. Mehrmals versuchte er auch, jenem Mittheilungen über seine Vergangenheit zu entlocken; der Abenteurer vermied es aber sorgfältig, auf dieses Thema einzugehen, und zog sich endlich mehr denn vorher von dem Barbier zurück.

Seine Beziehungen zu der Familie Garral blieben immer dieselben. Mit Joam selbst sprach er nur wenig, sondern richtete seine Worte lieber an Yaquita und deren Tochter, scheinbar ohne der letzteren frostiges Benehmen gegen ihn zu

bemerken. Beide trösteten sich übrigens mit der Aussicht, daß Torres nach Ankunft der Jangada in Manao diese verlassen und man dann nichts weiter von ihm hören werde. Deshalb befolgte auch Yaquita den Rath des Padre Passanha, der sie ermahnte, sich in Geduld zu fassen; mehr Mühe hatte der gute Padre freilich mit Manoel, der große Neigung verrieth, jenen so unglücklicher Weise auf der Jangada mit eingeschifften Eindringling in die gebührenden Schranken zurück zu weisen.

Der einzige erwähnenswerthe Vorfall im Laufe dieses Abends war folgender:

Auf dem Strome trieb eine Pirogue hinab, welche, von Joam Garral angerufen, an die Jangada herankam.

»Du gehst nach Manao? fragte der Fazender den Indianer, welcher das Fahrzeug führte.

– Ja, antwortete der Indianer.

– Und wirst dort eintreffen?...

– Binnen acht Tagen.

– Dann kommst Du weit eher als wir daselbst an. Würdest Du es übernehmen, einen Brief an seine Adresse zu besorgen?

– Recht gern.

– So nimm dieses Schreiben, guter Freund, und bring' es nach Manao!«

Der Indianer nahm den Brief, den ihm Joam Garral hinabhielt, entgegen und eine Handvoll Reis als Belohnung für die zugesicherte Besorgung.

Von den Mitglidern der Familie, welche sich eben alle in den Wohnräumen befanden, hatte Niemand etwas hiervon bemerkt. Nur Torres war Zeuge des scheinbar bedeutungslosen Zwischenfalles. Er erhaschte sogar einige Worte von der kurzen Verhandlung zwischen Joam Garral und dem Indianer, und sein plötzlich dunkler gefärbtes Gesicht verrieth, daß die Vorwegsendung jenes Briefes ihm mancherlei zu denken gab.

## Siebzehntes Capitel

### *Ein Angriff*

Wenn Manoel sich zuletzt noch bemeisterte, um an Bord zu keiner unangenehmen Scene Veranlassung zu geben, so nahm er sich doch vor, am nächsten Tage einmal mit Benito über Torres' Zudringlichkeiten zu sprechen.

»Benito, begann er, nachdem er diesen nach dem Vordertheile der Jangada geführt, ich möchte Dir etwas sagen.«

Benito, um dessen Lippen sonst immer ein freundliches Lächeln spielte, blieb stehen, als er Manoel in's Gesicht sah, und seine Züge verdüsterten sich ein wenig.

»Ich errathe, sagte er, es handelt sich um Torres.

– Ganz richtig.

– Nun, Manoel, über dasselbe Thema wollte ich mich auch schon Dir gegenüber auslassen.

– Dir ist es also ebenfalls aufgefallen, wie er sich immer an Minha heranzudrängen sucht? fragte Manoel erbleichend.

– O, hoffentlich erregt nicht ein Gefühl von Eifersucht Deinen Widerwillen gegen einen solchen – Kerl? gab ihm Benito betroffen zurück.

– Nein, das sicherlich nicht! betheuerte Manoel. Gott behüte mich, das junge Mädchen, welches meine Gattin werden soll, durch eine solche Beleidigung zu erniedrigen! O nein, Benito! Sie selbst verabscheut den Abenteurer. Darum eigentlich handelt es sich also nicht, es widert mich aber an, immer Zeuge zu sein, wie der hergelaufene Unbekannte Deiner Mutter und Schwester seine unerwünschte Gesellschaft aufnöthigt und sich

mit Deiner Familie, die ich doch schon die meinige nennen zu dürfen glaube, auf so vertrauten Fuß zu stellen sucht.

– Lieber Manoel, antwortete Benito ernst, ich theile vollständig Deinen Widerwillen gegen diese zweifelhafte Persönlichkeit, und wenn es nach mir ginge, hätte ich Torres längst von der Jangada weggejagt. Noch wagte ich es aber nicht.

– Du wagtest es nicht? versetzte Manoel verwundert. Kann es hierbei in Frage kommen, einen solchen Schritt zu wagen?

– Höre mich an, Manoel, erwiderte Benito. Du hast doch Torres scharf beobachtet, nicht wahr? Du hast seine Annäherungsversuche an meine Schwester bemerkt? Darin täuschtest Du Dich gewiß nicht. Da dieser Umstand aber Deine Aufmerksamkeit fesselte, ist es Dir offenbar entgangen, daß jener uns beunruhigende Mann meinen Vater dabei stets im Auge zu behalten sucht, so daß er mir irgend einen arglistigen Hintergedanken zu verbergen scheint, sonst ließe sich diese Erscheinung kaum erklären.

– Was sagst Du, Benito? Hast Du Gründe zu glauben, daß Torres gegen Deinen Vater etwas im Schilde führt?

– Gründe eigentlich nicht, antwortete Benito. Es ist mehr eine Ahnung, die ich nicht los werden kann. Aber beobachte Torres nur genauer, studiere ein wenig seine Physiognomie, und Du wirst bald herausfinden, daß er beim Anblick meines Vaters immer und immer wieder verstohlen, aber ganz unheimlich lächelt.

– Nun, rief Manoel, das wäre ja noch ein Grund mehr, ihn von uns zu entfernen.

– Ein Grund mehr... vielleicht auch einer weniger! antwortete der junge Mann. Sieh, Manoel, ich fürchte... ja, was denn?... ich weiß es selbst nicht... es scheint mir aber unklug, meinen Vater zur Wegweisung jenes Mannes zu bestimmen. Mich überschleicht, ich wiederhole es Dir, eine gewisse

Besorgniß, von der ich mir doch keine klare Rechenschaft zu geben vermag!«

Benito überlief bei diesen Worten ein Zittern, wie von unterdrückter Wuth.

»Also meinst Du, nahm Manoel das Wort, es gelte hier, noch zu warten?

– Ja wohl... zu warten, einen letzten Entschluß nicht vorschnell zu fassen, aber immer auf der Hut zu sein.

– Aller Wahrscheinlichkeit nach treffen wir doch binnen etwa drei Wochen in Manao ein, sagte Manoel darauf, dort sollen wir Torres ja los werden Das befreit uns von seiner widerlichen Gesellschaft. Bis dahin behalten wir ihn im Auge!

– Du verstehst mich, Manoel, bemerkte Benito.

Vollkommen, liebster Freund und Bruder! versicherte Manoel, obgleich ich Deine Befürchtungen vorläufig nicht theile und unmöglich theilen kann. Was könnte Dein Vater mit jenem Herumlungerer gemein haben? Offenbar hat er jenen nie zuvor gesehen!

– Ich sage auch nicht, daß mein Vater Torres kennt, aber... nun ja... aber Torres scheint ihn zu kennen. Was trieb den Mann in die Nachbarschaft der Fazenda, als wir ihn trafen? Was veranlaßte ihn, unsere gastfreundliche Einladung abzuschlagen und es nachher so einzurichten, daß er sich uns als Reisegefährte anschließen konnte? Wir betreten kaum Tabatinga, da taucht er schon auf, als ob er nur auf uns gelauert hätte. Ist Alles das nur ein Spiel merkwürdigen Zufalles oder liegt hier ein durchdachter Plan zugrunde? Der gleichzeitig scheue und doch spähende Blick Torres' erweckt in mir diesen Gedankengang. Ich bin mir unklar... ich verirre mich in unbekannte Gebiete. O, warum mußte ich selbst darauf kommen, ihm einen Platz auf unserer Jangada anzubieten!

– Beruhige Dich, Benito, ich bitte Dich!

– Manoel, rief Benito, der immer erregter zu werden schien, glaubst Du, wenn es nur an mir läge, ich würde einen Augenblick zaudern, den Mann, der in uns soviel Unruhe und Abscheu erweckt, einfach über Bord zu werfen? Ich fürchte nur, damit meinem Vater eher zu schaden, und das veranlaßt mich wider Willen, davon abzustehen. Eine innere Stimme warnt mich noch, daß es Gefahr bringen könnte, Hand an diesen Schleicher zu legen, bevor uns nicht eine Thatsache dazu das Recht giebt... das Recht und die Verpflichtung obendrein!... Auf der Jangada ist er übrigens in unserer Gewalt, und wenn wir Beide meinen Vater sorgsam schützend bewachen, kann es nicht ausbleiben, daß jener, so sicher er auch seines Spieles sein mag, doch die Larve abwerfen und sich verrathen muß. Also fassen wir uns in Geduld!«

Das Erscheinen Torres' auf dem Vordertheile der Jangada unterbrach das Gespräch der jungen Leute. Torres richtete zwar die Augen auf sie, sprach dieselben aber nicht an.

Benito täuschte sich mit der Beobachtung nicht, daß der Abenteurer Joam Garral eine besondere Aufmerksamkeit zuwende, sobald er diesen zu Gesicht bekam.

Nein, er täuschte sich auch darin nicht, daß Torres' Züge sich beim Anblick seines Vaters allemal verfinsterten.

Welch' geheimnißvolles Band konnte, ohne daß es der Eine – die Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit selbst – natürlich wußte, zwischen den zwei Männern bestehen?

Unter den obwaltenden Verhältnissen mußte es für den, außer von den beiden jungen Leuten auch noch von Frago und Lina überwachten Torres sehr schwierig werden, etwas zu unternehmen, ohne sofort übermächtigen Widerstand zu finden. Vielleicht sagte er sich das schon selbst. Jedenfalls ließ er davon aber nichts merken und keine Aenderung in seinem Benehmen eintreten.

Schon befriedigt, sich gegenseitig ausgesprochen zu haben, nahmen sich Manoel und Benito vor, jenen nur zu beobachten, ohne bei ihm Verdacht zu erregen.

Während der folgenden Tage kam die Jangada am rechten Stromufer am Eingange der Furos des Camara, Aru und Yuripari vorüber, durch welche das Wasser aber nicht in den Amazonasstrom, sondern in südlicher Richtung zur Speisung des Rio Purus abfließt, mit dem es nach dem Mutterbette zurückkehrt. Am 10. August, gegen fünf Uhr Nachmittags, legte man an der Cocosinsel an.

Hier befand sich eine Seringueire-Fabrik. Dieser Name kommt von dem, den Kautschuk liefernden »Seringueira« her, ein Baum, dessen botanische Bezeichnung »*Siphonia elastica*« lautet.

Man behauptet zwar, daß die Anzahl dieser werthvollen Bäume durch Vernachlässigung und Raubbau erheblich zurückgegangen sei; im Becken des Amazonasstromes finden sich jedoch an den Ufern des Madeira, des Purus und anderer Nebenflüsse noch unübersehbare Seringueira-Wälder.

Hier hielten sich etwa zwanzig mit der Einbringung und rohesten Zubereitung des Kautschuks beschäftigte Indianer auf, welche damit vorzüglich im Mai, Juni und Juli zu thun haben.

Man wartet dazu die Hochfluth ab, welche jene Bäume theilweise unter Wasser setzt, und in denselben Veränderungen erzeugt, welche zur Gewinnung des Saftes als erwünscht betrachtet werden.

Die Indianer machen dann Einschnitte in den Splint der Seringueiras und bringen darunter thönerne Gefäße an, welche sich binnen vierundzwanzig Stunden mit einem milchähnlichen Saft anfüllen, den man auch mittelst eines hohlen Bambusstengels in untergestellten Gefäßen am Fuße des betreffenden Baumes auffangen kann.

Um die Ausscheidung der harzigen Bestandtheile dieses Saftes zu verhindern, räuchern die Indianer denselben über einem Feuer von Assai-Palmenfrüchten. Durch Ausbreitung des rohen Saftes auf einer, durch den Rauch hin und herbewegten Holzschaufel bringt man denselben fast augenblicklich zum Gerinnen, wobei er eine grau-gelbliche Farbe annimmt. Die auf der Schaufel nach und nach erhärteten Schichten werden dann von dieser abgelöst und den Sonnenstrahlen ausgesetzt, wodurch sie sich noch weiter consolidiren und die allbekannte bräunliche Färbung annehmen. Benito benutzte die sich darbietende Gelegenheit und kaufte den Indianern den ganzen Vorrath aus ihren, auf Pfählen errichteten Cabanen ab. Er zahlte dafür einen verhältnißmäßig anständigen Preis, so daß die Leute sehr befriedigt erschienen.

Vier Tage später, am 14. August, passirte die Jangada die Mündung des Purus.

Auch dieser gehört zu den rechtsseitigen Nebenflüssen des Amazonenstromes und soll selbst für tiefgehende Schiffe noch auf einer Strecke von fünfhundert Meilen fahrbar sein. Er kommt aus südwestlicher Richtung und mißt an der Vereinigungsstelle in der Breite wenigstens viertausend Fuß. Erst wälzt er sich unter dem Schatten von Ficus, Tahuaris, Nipas-Palmen und Cecropias hin und tritt zuletzt durch ein fünfarmiges Delta in den Hauptstrom ein.

In dieser Gegend hatte der Pilot Araujo bequeme Arbeit. Der Strom wird hier weit weniger von Inseln unterbrochen, und seine Breite von einem Ufer zum anderen erreichte schon über zwei Meilen.

Auch die Strömung trieb die Jangada besser vorwärts. Letztere kam damit am 18. August vor dem Dorfe Pesquero an, um daselbst über Nacht still zu liegen.



Die Sonne näherte sich schon dem Horizont und sank mit der, jenen niedrigen Breiten eigenthümlichen Schnelligkeit senkrecht, eine flammende Feuerkugel, herab. Die Nacht sollte dem Tage fast ohne vermittelnde Dämmerung folgen, wie jene Nächte auf der Bühne, welche man durch Abblendung der Rampe hervorbringt.

Joam Garral nebst seiner Gattin, Lina und die alte Cybele befanden sich vor dem Wohnhause.

Torres, der sich eine Zeitlang um Joam Garral zu schaffen machte, so als wollte er ihn speciell ansprechen, hatte sich, wahrscheinlich durch das Dazwischentreten des Padre Passanha, welcher der Familie einen Guten Abend wünschte, nach seiner Cabine zurückgezogen.

Die Indianer und Schwarzen lagen längs des Bordrandes ausgestreckt, aber jedes Winkes gewärtig. Araujo saß ganz vorn und richtete seine Aufmerksamkeit auf die jetzt sehr geradlinig verlaufende Strömung.

Manoel und Benito lustwandelten wachsamem Auge, aber plaudernd und, scheinbar ohne auf etwas zu achten, ihre Cigarretten schmauchend, im mittleren Theile der Jangada umher, und warteten der Stunde, die zur Ruhe winken sollte.

Plötzlich faßte Manoel Benito bei der Hand.

»Was ist das für ein sonderbarer Geruch? sagte er. Sollte ich mich täuschen? Bemerkest Du es nicht selbst? Man möchte behaupten...

– Es röche nach erwärmtem Moschus! vollendete Benito den Satz. Da werden am Strande in der Nähe wohl Kaimans im Schlafe liegen.

– O, die Natur that doch sehr weise daran, jene sich durch solch' eigenartige Ausdünstung verrathen zu lassen.

– Gewiß, bestätigte Benito, das ist ein Glück zu nennen, denn es sind in der That furchtbare Thiere.«

Gegen Abend pflegen diese Saurier meist nach dem Strande zu gehen und es sich daselbst möglichst bequem für die Nacht zu machen. Dort lagern sie sich in Löchern, in welche sie rückwärts kriechen, und schlafen mit offenem Rachen und vertical aufgerichteter Oberkinnlade, wenn sie nicht gerade eine Beute in der Nähe wittern. Diese zu erreichen, ob sie nun dazu in's Wasser eilen und unter der Oberfläche, mit dem Schwanze als Ruder, hinschwimmen, oder ob sie mit einer, die des Menschen weit übertreffenden Schnelligkeit über das Uferland laufen, ist für diese gräulichen Amphibien meist nur ein Spiel.

Hier auf den weit ausgedehnten flachen Vorländern werden die Kaimans geboren, hier leben und sterben sie, erreichen aber nicht selten ein sehr hohes Alter. Die hundertjährigen darunter zeichnen sich dann nicht allein durch das grünliche Moos auf ihrem Schuppenpanzer und die vielen den letzteren bedeckenden Warzen aus, sondern auch durch wilde Gefräßigkeit, welche mit den Jahren nur zuzunehmen scheint. Wie Benito gesagt, können diese Thiere sehr gefährlich werden, und man hat alle Ursache, sich gegen einen Angriff derselben in Vertheidigungszustand zu setzen.

Plötzlich ertönte ein lautes Geschrei.

»Kaimans! Kaimans!« riefen auf dem Vordertheile mehrere Stimmen durcheinander.

Manoel und Benito erhoben sich, um nach dem Lärme zu sehen.

Drei gewaltigen, fünfzehn bis zwanzig Fuß langen Sauriern war es gelungen, das Deck der Jangada zu erklimmen.

»Schnell die Büchsen her! rief Benito, während er die Indianer und Schwarzen zurückwinkte.

– Zunächst nach dem Hause und unter Dach und Fach, antwortete Manoel, das ist noch nöthiger!«

Er hatte mit dieser Mahnung sicher ganz recht, denn an einen directen Kampf mit den Ungeheuern konnte Niemand denken.

In einem Moment folgte Jeder Manoels Rathe. Die Familie Garral war schon in das Haus geflüchtet, wohin die beiden jungen Männer ebenfalls eilten. Die Indianer und Schwarzen waren in ihren Hütten und Zelten verschwunden.

Manoel wollte eben die Hausthür schließen.

»Wo ist Minha? fragte er.

– Hier sehe ich sie nicht, antwortete Lina, die von dem Zimmer ihrer Herrin herzugelaufen kam.

– Um Gottes Willen, wo ist mein Kind?« rief ihre geängstigte Mutter.

Wie aus einem Munde tönte von Allen sofort der Ruf:

»Minha! Minha!«

Keine Antwort.

»Sie wird doch nicht ganz vorn auf der Jangada sein? sagte Benito.

– Minha!« rief Manoel noch einmal.

Mit den Gewehren in der Hand, stürzten die beiden jungen Männer, aber auch Frago und Joam Garral, keiner Gefahr achtend, aus dem Hause.

Kaum hinausgetreten, machten zwei Kaimans eine halbe Wendung und liefen auf sie zu. Benito jagte dem einen eine Ladung Rehposten neben dem Auge in den Kopf und wehrte die Bestie ab, die sich unter heftigen Todeszuckungen umherwälzte.

Der zweite Kaiman kam inzwischen näher heran und auf Joam Garral zu, der ihm nicht zu entfliehen vermochte. Mit einem wuchtigen Schweifschlage warf er ihn zu Boden und drehte sich schon mit weit geöffnetem Rachen nach der Beute um.

In diesem Moment der höchsten Gefahr sprang Torres mit einer Axt in der Hand aus seiner Cabine und hieb damit so

glücklich auf das Thier ein, daß die Schneide in der oberen Kinnlade fest sitzen blieb, ohne daß der Kaiman sich davon wieder befreien konnte.

Von dem ihm in die Augen rinnenden Blute geblendet, warf sich das Thier auf die Seite und stürzte in den Strom zurück, wo es unter dem Wasser verschwand.

»Minha! Minha!« rief Manoel noch immer ganz außer sich, während er jene auf dem Vordertheile des Floßes suchte.

Plötzlich ward das junge Mädchen sichtbar. Sie hatte zuerst in Araujo's Cabane Zuflucht gefunden, diese wurde aber durch den gewaltigen Anprall des dritten Kaimans umgestürzt, und jetzt floh Minha nach rückwärts und das Ungeheuer folgte ihr in einer Entfernung von kaum sechs Fuß nach.

Minha strauchelte und fiel zu Boden.

Eine zweite Kugel Benitos konnte den Kaiman nicht aufhalten, sie traf nur den festen Panzer des Thieres, von dem nur einzelne Schuppen absprangen, ohne daß derselbe durchbohrt wurde.

Manoel eilte auf das geliebte Mädchen zu, sie aufzuheben, weg zu tragen, vor dem drohenden Tode zu retten. Da – ein neuer Schlag mit dem Schweife – und er stürzte selbst mit nieder.

Die ihrer Sinne beraubte Minha schien unrettbar verloren, denn schon gähnte vor ihr der Rachen des Kaimans, um sie zu zermalmen.

Da drang noch im letzten Augenblicke Fragoso auf das Unthier ein und bohrte ihm, auf die Gefahr hin, selbst den Arm einzubüßen, wenn die fürchterlichen Kinnladen zuklappten, ein Messer tief in die Kehle.

Seinen Arm vermochte er wohl noch rechtzeitig zurückzuziehen, der Kaiman versetzte ihm selbst aber einen so gewaltigen Stoß, daß er davon in's Wasser geschleudert wurde, welches sich weithin roth färbte.

»Fragoso! Fragoso!« jammerte Lina, am Bordrand der Jangada knieend.

In wenig Augenblicken erschien Fragoso wieder auf der Oberfläche des Amazonasstromes... er war heil und gesund.

Mit Verachtung der Gefahr für sein Leben hatte er das des jungen Mädchens gerettet, die jetzt wieder zu sich kam, und da er von allen ihm dankend entgegen gestreckten Händen Manoels, Yaquitas, Minhas und Linas nicht wußte, welche er zuerst ergreifen sollte, so fand er sich mit einem warmen Händedruck bei der jungen Mulattin ab.

Hatte Fragoso aber Minha gerettet, so verdankte deren Vater sein Leben offenbar dem Eingreifen Torres'.

Daß er dem Leben des Fazenders wenigstens nicht nachstellte, ging doch offenbar aus seiner Handlungsweise hervor.

Manoel machte diese Bemerkung heimlich gegen Benito.

»Das ist richtig, antwortete Benito etwas verlegen, jener Argwohn muß wohl schwinden, und ich begrüße diese Thatsache mit Freuden, weil sie uns doch eine, vielleicht die schwerste Sorge abnimmt. Mein Verdacht gegen ihn, lieber Manoel, besteht aber noch in Gleichem fort. Man kann wohl der schlimmste Feind eines Menschen sein, ohne es gerade auf seinen Tod abgesehen zu haben.«

Inzwischen hatte Joam Garral sich Torres genähert.

»Ich danke Ihnen, Torres!« begann er, ihm die Hand bietend.

Der Abenteurer wich, ohne ein Wort zu sprechen, einige Schritte zurück.

»Ich bedaure, Torres, fuhr Joam Garral fort, daß Sie nun bald an Ihrem Reiseziele sind und wir uns binnen wenig Tagen trennen werden. Ich schulde Ihnen...

– Joam Garral, fiel da Torres ein, Sie schulden mir gar nichts. Ihr Leben galt mir vor Allem das meiste. Doch, wenn Sie es gestatten... ich habe mir die Sache überlegt... ich möchte, statt

in Manao abzusteigen, wohl bis Belem mitfahren. Würden Sie das erlauben?

Joam Garral antwortete durch ein zustimmendes Zeichen.

Als Benito diese letzte Frage hörte, wollte er schon in Uebereilung dazwischen treten, doch Manoel hielt ihn noch zurück und der junge Mann bezwang sich, wenn auch mit großem Widerwillen.

## Achtzehntes Capitel

### *Das Diner bei der Ankunft*

Am folgenden Tage, nach einer Nacht, welche kaum hingereicht hatte, die allgemeine Aufregung sich legen zu lassen, stieß man von diesem unheimlichen Kaimanstrande ab und fuhr weiter hinab. Wenn die Jangada durch keine außerordentlichen Zwischenfälle aufgehalten wurde, sollte sie nun binnen fünf Tagen den Hafen von Manao erreichen.

Das junge Mädchen hatte sich von seinem Schreck bald vollständig erholt, gleichmäßig dankten sein Blick und sein wohlwollendes Lächeln Denen, die das Leben für dasselbe gewagt hatten.

Lina schien gegen den unerschrockenen Fragoso fast erkenntlicher zu sein, als wenn er etwa sie selbst dem Rachen des Todes entrissen hätte.

»Das werde ich Ihnen früher oder später vergelten, Herr Fragoso! sagte sie verschmitzt lächelnd.

– Und wie denn, Fräulein Lina?

– Ei, das werden Sie wohl selbst ahnen.

– O, wenn das wahr ist, dann möge es bald und nicht erst später sein!« antwortete der lebenswürdige Bursche.

Von diesem Tage an galt es als ausgemacht, daß die reizende Lina die glückliche Braut Fragoso's sei, daß ihre Hochzeit gleichzeitig mit der Minhas und Manoels gefeiert und daß das junge Ehepaar dann in Belem bei den Neuvermählten bleiben sollte.

»O, das ist ja herrlich, rief Fragoso einmal über das andere, aber ich hätte im ganzen Leben nicht geglaubt, daß es bis Para so verzweifelt weit sei!«

Manoel und Benito tauschten in einem längeren Gespräche ihre Ansichten über das Vorgefallene aus. Von Joam Garral freilich die Verabschiedung seines Lebensretters zu verlangen, davon konnte nicht wohl mehr die Rede sein.

»Ihr Leben galt mir vor Allem das meiste!« hatte Torres geäußert.

Diese ebenso übertreibende wie räthselhafte Erwiderung des Abenteurers hatte Benito wohl gehört und im Gedächtniß behalten.

Vorläufig konnten die beiden jungen Leute natürlich nichts thun. Mehr als je sahen sie sich darauf angewiesen zu warten – aber nicht, wie sie früher gehofft, noch vier bis fünf Tage, sondern sechs oder sieben Wochen, das heißt die ganze Zeit hindurch, welche die Fahrt der Jangada bis Belem noch beanspruchte.

»Hinter der ganzen Geschichte steckt ein, mir noch unerklärbares Geheimniß' meinte Benito.

Zugegeben, erwiderte Manoel, doch über einen Punkt wenigstens können wir beruhigt sein. Es steht doch so viel fest, Benito, daß Torres Deinem Vater nicht nach dem Leben trachtet. Um aber ja nichts zu versäumen, werden wir ihn fort und fort bewachen!«

Auffälliger Weise gewann es den Anschein, als zöge sich Torres seit jenem wechselvollen Tage eher weiter zurück. Er drängte sich der Familie des Fazenders nicht mehr so störend auf und hielt sich auch von Minha ferner. Die Spannung der Situation, deren Ernst bis auf Joam Garral vielleicht Alle empfanden, ließ also gewissermaßen nach.

Am Abende desselben Tages ließ man zur Rechten des Stromes die durch den gleichnamigen Furo gebildete Insel



Baroso liegen, ebenso wie den Manaoari-See, der sein Wasser durch ein weitverschlungenes Netz kleinerer Nebenflüsse erhält.

Die Nacht verlief ohne Unfall, Joam Garral hatte aber gemessenen Befehl gegeben, vorsorglich zu wachen und aufzupassen.

Am nächsten Tage, dem 20. August, steuerte der Pilot, der sich wegen der vielen Windungen des linken Stromufers möglichst scharf am rechten hielt, zwischen das höhere Ufer und verschiedene Strominseln hinein.

Jenseits des Ufers lagen im Lande eine Anzahl größerer und kleinerer Seen verstreut, wie z. B. der Calderon- und der Huarandeïna-See, nebst verschiedenen Lagunen mit sehr dunklem Wasser. Dieses hydrographische System wies auf die Nähe des Rio Negro, des bedeutendsten aller Zuflüsse des Amazonenstromes, hin. Hier führt der große Fluß nämlich noch den Namen Solimoës, nimmt aber nach der Vereinigung mit dem Rio Negro den allbekannten anderen an, der ihn unter allen Wasserläufen der Erde berühmt gemacht hat.

An diesem Tage glitt die Jangada unter ganz besonders merkwürdigen Umständen dahin.

Der Flußarm, dem der Pilot jetzt zwischen dem Lande und der Insel Calderon folgte, war ziemlich schmal, obwohl er dem Uneingeweihten sehr breit erscheinen mußte. Es kam das daher, daß ein großer Theil jener, das mittlere Wasserniveau nur wenig überragenden Insel jetzt noch von der Hochfluth überschwemmt wurde.

An beiden Seiten des Kanals drängten sich Urwälder mit Riesenbäumen hervor, deren Gipfel noch fünfzig Fuß über das Wasser emporragten und, einander berührend, einen ungeheueren grünen Bogengang bildeten.

Einen höchst pittoresken Anblick gewährte vorzüglich die linke Seite mit ihrem überschwemmten Walde, der mitten in

einem See aufgewachsen zu sein schien. Die gewaltigen Stämme ragten da aus dem stillen klaren Wasser hervor, das ihr Geäst mit wunderbarer Klarheit widerspiegelte. Hätten sie sich aus einem Riesenspiegel erhoben, wie man verschiedenes kleine Tafelgeschirr manchmal aufgestellt findet, so hätte der Widerschein davon kaum vollkommener sein können. Ein Unterschied zwischen der Wirklichkeit und dem Abbilde war kaum zu entdecken. Durch ihre verdoppelte Größe und oben und unten durch den Abschluß mit einer grünen Decke, schienen sie zwei Halbkugeln zu bilden, deren gemeinschaftlicher wagrechter Achse die Jangada folgte.

Der Holztrain hatte nothwendiger Weise unter dieses Gewölbe, an dessen Pfeilern sich die leichte Strömung brach, einfahren müssen. Rückwärts zu gehen, erwies sich ganz unmöglich. Es bedurfte also aller Aufmerksamkeit und Gewandtheit des Lenkers, um ein Anstoßen rechts oder links zu vermeiden.

Unter diesen Umständen trat denn auch die erprobte Geschicklichkeit des von seinen Leuten wirksam unterstützten Piloten Araujo höchst vortheilhaft zu Tage. Die Bäume des Waldes boten übrigens recht geeignete Stützpunkte für die langen Stangen, um die Fahrtrichtung einzuhalten. Der geringste Anprall, der die Jangada nothwendiger Weise quer zur Strömung stellen mußte, hätte ohne Zweifel das ungeheuer Floß zerstört und, wenn auch nicht den Untergang des Personals, doch den Verlust der Ladung zur Folge gehabt.

»Wahrlich, hier ist's doch gar so schön! sagte Minha. Es müßte entzückend sein, immer auf so ruhigem Wasser und geschützt vor den Sonnenstrahlen zu reisen.

– Entzückend und gefährlich zu gleicher Zeit, liebe Minha, erwiderte Manoel. Mit einer Pirogue wäre hier allenfalls nichts zu fürchten, für einen langen Holztrain aber erscheint der offene, freie Strom denn doch als die geeignetere Fahrstraße.

– Vor Ablauf von zwei Stunden werden wir aus dem Walde herauskommen, bemerkte der Pilot.

– O, so wollen wir die Augen offen halten! rief Lina. All' diese Schönheiten gehen gar so schnell vorüber. Sehen Sie da, liebe Herrin, wie die Affenbande sich dort in den hohen Baumästen schaukelt und wie die eiteln Vögel sich stillvergnügt in dem klaren Wasser spiegeln!

– Und die Blumen, die ihr prächtiges Haupt über das Wasser emporstrecken, fuhr Minha fort, und sich von der Strömung wie von schmeichelndem Winde wiegen lassen!

– Und die endlosen Lianen, wie sie sich launisch von einem Baume zum anderen winden, setzte die junge Mulattin hinzu.

– Und doch hängt kein Fragoso an ihrem Ende, mischte sich Linas Verlobter ein. Da im Walde von Iquitos hast Du Dir doch eine schöne Blume gepflückt!

– Betrachten Sie diese Blume, auf Gottes Erdboden das einzige Exemplar ihrer Art! antwortete Lina gutmüthig spöttelnd. Doch nein, hier, die herrlichen Pflanzen!«

Lina wies dabei nach riesenblättrigen Nymphäen, deren Blütenknospen wohl die Größe von Cocosnüssen erreichen. Ferner grünten nahe dem Rande des überflutheten Inselgebietes dichte Gruppen von, »Mucumus-Rosen« mit breiten Blättern und höchst elastischen Stengeln, welche sich hinreichend auseinanderbiegen lassen, um einer Pirogue Durchgang zu gewähren, und sich dann wieder eng zusammenschließen. Auch ein Jäger hätte hier seine Rechnung gefunden, denn zwischen den hohen, von der Strömung bewegten Gebüschten flatterte eine ganze Welt von Wasservögeln kreischend umher.

Da saßen Ibis in gravitatischer Haltung auf halb umgestürzten Baumstämmen und graue Reiher, auf einer Pfote balancirend; ernste Flamingos, die aus der Ferne gesehen, rosenrothen Sonnenschirmen unter grünem Laubdache glichen,

und noch vielerlei andere Phenicopteren belebten diese zeitweilige Sumpfniederung.

Auf und nahe der Wasseroberfläche glitten hurtige lange aal- und schlangenartige Thiere hin, darunter jedenfalls auch die furchtbaren Gymnoten (Zitteraale), welche mit den wiederholten elektrischen Schlägen, die sie auszutheilen im Stande sind, Menschen und Thiere bald lähmen und zuletzt sogar tödten.

Hiergegen galt es vorsichtig zu sein; noch mehr vielleicht gegen die »Sucurijus« (eine Schlangenart), welche irgendwo an und auf einem Baume zusammengerollt liegen, sich dann plötzlich ausstrecken, ihre Beute umschlingen und diese mit den mächtigen Ringen, welche einen Ochsen zerdrücken können, jämmerlich erwürgen. In den Amazonenwäldern findet man diese Reptilien bis zu dreißig und fünfunddreißig Fuß lang, und es giebt, nach Carrey's Versicherung, sogar einzelne Exemplare von siebenundvierzig Fuß in der Länge und dabei so dick wie ein mäßiges Faß!

Stahl sich eine solche Sucuriju auf das Deck der Jangada, so war sie mindestens ebenso zu fürchten wie ein Kaiman.

Zum Glück blieb den Reisenden ein Kampf sowohl mit Gymnoten wie mit jenen gefährlichen Schlangen erspart, und die, etwas über zwei Stunden in Anspruch nehmende Fahrt durch den überschwemmten Wald ging ohne allen Unfall von statten.

So vergingen auch die drei nächsten Tage. Man näherte sich nun Manao. Noch vierundzwanzig Stunden, und die Jangada sollte an der Mündung des Rio Negro vor jener Hauptstadt der Amazonas-Provinz vor Anker gehen.

Am 23. August gegen fünf Uhr Nachmittags langte sie auch glücklich bei der Nordspitze der Insel Muras am rechten Stromufer an. Jetzt war nur noch die breite Wasserfläche in

schräger Richtung zu überschreiten, um den, wenige Meilen südöstlich gelegenen Hafen zu erreichen.

Da die Nacht schon allmählich herabsank, wollte der Pilot Araujo diese kurze Fahrt nicht an dem nämlichen Tage ausführen. Die noch zurückzulegenden drei Meilen erforderten mindestens drei Stunden, und gerade um den Strom zu durchschneiden, war eine hinreichende Beleuchtung nothwendig.

Das Abendbrot dieses Tages, das letzte der ersten Hälfte der Reise, wurde besonders reichlich aufgetischt. Wenn man die Hälfte des Amazonasstromes in dieser Weise befahren hat, ist es wohl der Mühe werth, das glückliche Gelingen durch eine festliche Mahlzeit zu feiern. So wurde denn beschlossen, »auf das Wohlergehen des Amazonasstromes« ein Gläschen jenes edlen Saftes zu leeren, den die Rebenhügel von Porto und Setubal zeitigen.

Damit sollte gleichzeitig der Verlobungsschmaus Fragoso's und der hübschen Lina gefeiert werden, der Manoels und Minhas hatte schon mehrere Wochen vorher noch auf der Fazenda von Iquitos stattgefunden. Nach der zukünftigen jungen Herrschaft verdiente nun auch dieses treue Pärchen an die Reihe zu kommen, welches sich die Erkenntlichkeit der ersteren durch mannigfache Dienste erworben hatte.

Inmitten der braven Familie saßen Lina, welche im Dienste ihrer früheren Herrin verbleiben, und Fragoso, der in den Manoels eintreten sollte, an gemeinschaftlicher Tafel und heute sogar an dem ihnen zukommenden Ehrenplatze.

Auch Torres nahm selbstverständlich an dem, der Speisekammer wie der Küche der Jangada würdigen Festessen theil.

Immer schweigsam saß der Abenteurer Joam Garral gerade gegenüber und lauschte weit mehr auf jedes fallende Wort, als daß er sich selbst in das Gespräch mischte. Benito behielt ihn

unbemerkt stets scharf im Auge. Torres' fortwährend auf seinen Vater gerichtete Augen leuchteten in seltsamem Glanze, etwa wie die eines Raubthieres, das seine erhoffte Beute erst verwirrt machen will, bevor es darüber herstürzt. Manoel plauderte meist mit dem jungen Mädchen. Auch seine Blicke suchten zuweilen Torres; er stand den gegebenen Verhältnissen, welche sich, wenn nicht in Manao, doch in Belem ändern mußten, im Allgemeinen doch unbefangener gegenüber als Benito.

Das Abendessen verlief in heiterster Stimmung Lina belebte es durch ihren guten Humor, Fragoso durch seine manchmal zwerchfellerschütternden Schnurren. Der Padre Passanha betrachtete mit Vergnügen die Theilnehmer der Tafelrunde, welche er alle herzlich liebte, und besonders die zwei glücklichen jungen Paare, deren Bund für das Leben seine Hände bald einsegnen sollten.

»Essen Sie tüchtig, Padre, nöthigte ihn Benito, der sich allmählich auch selbst mehr an der allgemeinen Unterhaltung betheiligte, thun Sie dem Verlobungsschmause die gebührende Ehre! Sie werden Kräfte brauchen, so viele Ehen auf einmal zu schließen.

– Oho, mein liebes Kind, erwiderte Padre Passanha, finde auch Du nur ein schönes sittsames Mädchen, die Herz und Hand Dir schenkt, und Du sollst sehen, daß ich auch Euch Beide noch zu trauen im Stande bin.

– Bravo, bravo, Padre! rief Manoel. Trinken wir einmal auf die demnächstige Hochzeit Benitos.

– In Belem suchen wir ihm eine junge schöne Braut, meinte Minha, und er wird dann nicht umhin können, unseren Beispielen zu folgen.

– Auf die Hochzeit des Herrn Benito! rief Fragoso, der gern die ganze Welt mit sich zugleich am Altare gesehen hätte.

– Sie haben Recht, mein Sohn, sagte auch Yaquita. Ich trinke auf Deine Hochzeit mit dem Wunsche, daß Dir das Glück so hold sein möge, wie Manoel und Minha, und wie es mir immer an Deines Vaters Seite gewesen ist.

– Und wie das hoffentlich auch in Zukunft der Fall sein wird, setzte Torres hinzu, während er, ohne vorher mit Jemand anzustoßen, ein Glas Porto leerte. Ein Jeder hier hält ja sein Glück in der Hand!«

Niemand konnte recht sagen warum, aber der Toast des Abenteurers machte auf Alle einen peinlichen Eindruck.

Manoel empfand das und suchte ihn zu verwischen.

»Nun, Padre, begann er, da wir einmal bei diesem Thema sind, gäb' es auf der Jangada nicht noch ein oder das andere Pärchen zusammen zu schmieden?

– Ich glaube kaum, antwortete Padre Passanha.... wenn nicht etwa Herr Torres... Sie waren wohl niemals verheiratet?

– Nein, ich bin und war stets ledig!«

Benito und Manoel glaubten zu bemerken, daß sein Blick bei diesen Worten auf dem jungen Mädchen ruhte.

»Wer hindert Sie aber, eine Ehe einzugehen? fuhr der Padre Passanha fort. In Belem fänden Sie gewiß eine Ihrem Alter entsprechende Frau und könnten sich vielleicht in dieser Stadt häuslich niederlassen. Das scheint mir doch dem unstäten Leben vorzuziehen zu sein, das Ihnen bisher auch keine besonderen Vortheile geboten haben mag.

– Sie haben Recht, Padre, antwortete Torres. Ich sage ja keineswegs Nein. Das Beispiel ist gar zu ansteckend. Wer solche junge Brautleute immer vor Augen hat, bekommt zuletzt selbst Lust zu heiraten. Freilich bin ich in Belem vollkommen fremd, und das dürfte, ohne ganz besonders günstige Umstände, meine Niederlassung daselbst wesentlich erschweren.

– Woher stammen Sie denn eigentlich? fragte Fragoso, der den Gedanken, Torres schon früher begegnet zu sein, nicht los werden konnte.

– Aus der Provinz Minas Geraës.

– Und sind geboren?

– In der Hauptstadt des Diamanten-Districtes, in Tijuco.«

Wer Joam Garral in diesem Augenblicke gesehen hätte, würde erstaunt gewesen sein über dessen starren Blick, der sich mit dem lauernden Blicke Torres' kreuzte.



## Neunzehntes Capitel

### *Eine alte Geschichte*

Das von Fragoso angeregte Gespräch sollte damit aber noch nicht zu Ende sein, denn dieser nahm den Faden desselben sofort wieder auf.

»Wie, Sie sind aus Tijuco, aus der Hauptstadt des Diamanten-Districtes selbst?

– Gewiß, versicherte Torres. Stammen Sie vielleicht aus derselben Provinz?

– O nein, meine Wiege stand in den atlantischen Küstenprovinzen des nördlichen Brasiliens, antwortete Fragoso.

– Sie kennen jenes Gebiet der Diamanten wohl auch nicht, Herr Manoel?« wandte sich Torres an diesen.

Ein verneinendes Kopfschütteln war die ganze Antwort des jungen Mannes.

»Aber Sie vielleicht, Herr Benito? richtete Torres seine Frage an den jungen Garral, den er offenbar in das Gespräch zu ziehen wünschte; hätten Sie niemals Luft verspürt, die berühmten Diamantenfelder zu besuchen?

– Nie, erwiderte Benito trocken.

– O, ich hätte mir das Land gern einmal angesehen, rief Fragoso, der unbewußt Torres' Absichten förderte. Mir ahnt, ich hätte dort gewiß einen kostbaren Diamanten gefunden.

– Und was hättest Du mit dem werthvollen Steine thun wollen, Fragoso? fragte Lina.

– Nun, ich hätte ihn zu Gelde gemacht.

– Dann wärest Du wohl heute ein sehr reicher Mann?  
– Natürlich, ein steinreicher.  
– Ja, aber, wenn Du nun vor drei Monaten reich gewesen wärest, dann wär’ Dir auch die Sache mit... mit der Liane nicht eingefallen!

– Und in diesem Falle, schmunzelte Fragoso, hätt’ ich auch mein liebes reizendes Weibchen nicht gefunden, das... Nein, wahrhaftig, was Gott thut ist doch wohl gethan!

– Das erkennen Sie wohl selbst, bemerkte Minha, da er Ihnen meine kleine Lina zur Frau bescheerte. Ein Diamant für einen anderen, Sie werden bei dem Tausche wohl nichts einbüßen!

– Aber ich bitte Sie, Fräulein Minha, antwortete Fragoso galant wie immer, ich gewinne ja dabei!«

Torres war ohne Zweifel an der Weiterführung dieses Gespräches besonders gelegen, denn er nahm selbst wieder das Wort.

»Gewiß, begann er, findet in Tijuco Mancher zuweilen unverhoffte Schätze, und diese Aussicht hat schon Vielen die Köpfe verdreht. Haben Sie nicht einmal von dem berühmten Diamanten von Abante gehört, dessen Werth auf zwei Millionen Conto Reis taxirt wurde? Nun, auch diesen, kaum eine Unze schweren Kiesel haben die Bergwerke Brasiliens geliefert. Drei Verurtheilte, drei lebenslänglich Verbannte waren es, welche jenen zufällig im Abanteflusse, etwa neunzig Meilen von Serro do Frio fanden.

– Damit war natürlich sofort ihr Glück gemacht? ließ sich Fragoso vernehmen.

– Das doch nicht, belehrte ihn Torres. Der Diamant wurde zunächst dem Generalgouverneur des Bezirks überliefert. Nachdem der außerordentliche Werth des Steines erkannt war, ließ König Johann VI. von Portugal denselben durchbohren und trug ihn bei feierlichen Gelegenheiten am Halse. Die Verurtheilten wurden zwar begnadigt, das war aber auch Alles.

Schlauere Leute hätten daraus gewiß mehr Vortheil zu ziehen verstanden.

– Wie zum Beispiel Sie! warf Benito trocken ein.

– Ich?... Nun ja... warum nicht? antwortete Torres. Haben Sie auch niemals den Diamanten-District besucht? fügte er, jetzt zu Joam Garral sprechend, hinzu.

– Niemals, antwortete Garral mit einem Blicke auf den Fragesteller.

– Das ist wirklich schade, fuhr dieser fort, dahin sollten Sie doch einmal gehen. Ich versichere Ihnen, daß Sie eine solche Reise nicht bereuen würden. Der Diamanten-District stellt gewissermaßen eine Enclave des großen brasilianischen Reiches dar, eine Art Park von zwölf Meilen Umfang, der durch Bodennatur, Vegetation, durch die, von einem Kranze hoher Gebirge umschlossenen Sandstrecken von dem Charakter der benachbarten Landestheile sehr merkwürdig abweicht. Doch darf dies beschränkte Fleckchen Erde vielleicht als die schätzerreichste Gegend betrachtet werden, denn von 1807 bis 1817 bezifferte sich der Durchschnittsertrag an Edelsteinen auf jährlich achtzehntausend Karat. O, dort war gelegentlich ein Schlag zu machen, nicht allein für die eigentlichen Diamantensucher, deren Ausgrabungen zuletzt bis an die Berggipfel hinaufreichten, sondern auch für Schleichhändler, welche manchen Edelstein zu entführen wußten. Jetzt ist die Ausbeute freilich geringer geworden, und die von der Regierung in den Bergwerken und Tagesschachtbauten beschäftigten Neger, immerhin noch zweitausend Mann, müssen Wasserläufe ableiten, um den diamanthaltigen Sand derselben auszuheben und zu waschen. Früher bedurfte es nicht so vieler Umstände.

– Da hätte man die schönste Zeit also verpaßt, seufzte Fragoso in komischem Ernste.

– Nun, ein leichteres Verfahren giebt es noch immer, man kann sich Diamanten verschaffen, wie Verbrecher thun, durch einfachen Diebstahl. Halt, da entsinne ich mich – so im Jahre 1826, ich zählte damals acht Jahre – eines entsetzlichen Vorganges in Tijuco, der den Beweis liefert, daß kühne Verbrecher doch vor nichts zurückschrecken, wenn es sich um Erlangung eines Vermögens durch einen verwegenen Streich handelt. Doch heute dürfte das für Sie weniger Interesse haben...

– O, im Gegentheil, Torres, erzählen Sie weiter, ersuchte Joam Garral den Sprecher ruhig.

– Wie Sie wünschen, antwortete Torres. Jener Vorgang betraf also einen Diamantenraub, und eine Handvoll jener hübschen Steine werthet ja leicht eine Million, wenn nicht gar zwei!«

Torres, dessen Züge seine eigene Habgier abzuspiegeln schienen, öffnete dabei unwillkürlich die Hand und krampfte sie wieder zusammen.

»Die Sache ging nun folgendermaßen zu, fuhr er fort. In Tijuco besteht die Gewohnheit, alle im Laufe eines Jahres gewonnenen Diamanten auf einmal fortzusenden. Man theilt dieselben dort nach ihrer Größe in zwei Sorten, nachdem sie vorher schon durch zwölf Siebe mit ungleichen Löchern gegangen sind. Die beiden Pakete werden, nur in Säcken verwahrt, nach Rio de Janeiro geschafft. Da diese jedoch einen Werth von so und so vielen Millionen repräsentiren, können Sie sich wohl vorstellen, daß eine solche Sendung unter sicherer Bedeckung befördert wird. Letztere besteht gewöhnlich aus einem, von der Regierung auserwählten Beamten, vier Berittenen aus dem Regimente der Provinz und zehn Mann zu Fuß. Diese begeben sich zunächst nach Villa Rica, wo der commandirende General sein Siegel auf die Säcke drückt, und dann geht der Zug nach Rio de Janeiro ab. Ich bemerke hierzu, daß der Termin der Abreise dahin aus Vorsicht

stets geheim gehalten wird. Nun klügelte im Jahre 1826 ein gewisser Dacosta, ein junger, etwa zwei- oder dreiundzwanzigjähriger Beamter, der seit mehreren Jahren in Tijuco im Bureau des General-Gouverneurs arbeitete, folgenden Streich aus: Er setzte sich mit mehreren Schleichhändlern in's Einvernehmen und verrieth ihnen den Tag der Absendung der Diamanten, so daß die wohlbewaffneten Uebelthäter die nöthigen Maßregeln treffen konnten. In der Nacht des 22. Januar fiel die Räuberbande jenseits Villa Rica unversehens über die Soldaten her, welche sich heldenmüthig wehrten, aber niedergemetzelt wurden, bis auf einen, der schwer verwundet entkam und über das schreckliche Attentat Bericht erstattete. Der begleitende Beamte war dabei ebenso wenig geschont worden wie die Soldaten der Escorte. Unter den Streichen der Banditen gefallen, mochte sein Körper wohl in eine unzugängliche Schlucht gestürzt worden sein, denn niemals wurde eine Spur von ihm gefunden.

– Und jener Dacosta? fragte Joam Garral.

– Nun, sein Verbrechen brachte ihm keinen Lohn. Verschiedene Umstände lenkten bald den Verdacht der Urheberschaft auf den jungen Mann, und er wurde deshalb unter Anklage gestellt, wo er vergeblich seine Unschuld betheuerte. In Folge seiner Stellung mußte er den Tag, an dem die Sendung abgehen sollte, vorher kennen; nur er allein konnte die Bande jener Uebelthäter davon benachrichtigt haben. Er wurde also angeklagt, verhaftet und nach längerer Verhandlung zum Tode verurtheilt. Die Execution eines solchen Urtheils pflegte gewöhnlich binnen vierundzwanzig Stunden zu erfolgen.

– Und der Unglückliche erlitt also den Tod? fragte Fragoso.

– Nein, antwortete Torres. Aus dem Gefängniß in Villa Rica, wo er in der Nacht untergebracht war, gelang es ihm entweder

allein oder wahrscheinlicher mit Hilfe anderer Spießgesellen zu entfliehen.

– Seit jener Zeit hat man von dem Manne nie wieder etwas gehört? fragte Joam Garral.

– Niemals, versicherte Torres. Er wird Brasilien verlassen haben und lebt vielleicht herrlich und in Freuden in fremdem Lande von dem Ertrage des Raubes, den er gewiß zu verwerthen gewußt hat.

– Möchte er lieber unter dem Fluche seiner That seufzen! bemerkte Joam Garral.

– Und Gott möge sein Gewissen erweckt haben!« fügte der Padre Passanha hinzu.

Hiermit erhoben sich Alle nach beendigtem Essen von der Tafel und begaben sich hinaus, um die erquickende Abendluft zu genießen. Schon neigte sich die Sonne dem Horizonte zu, aber vor Ablauf einer Stunde konnte es noch nicht finster werden.

»Solche Erzählungen hinterlassen einen peinlichen Eindruck, sagte Fragoso, unser Verlobungsfest fing weit hübscher an.

– Daran bist Du aber selbst schuld, lieber Fragoso, meinte Lina.

Ich, in wiefern?

– Du sprachst immer weiter über jenen District und seine Diamanten, eine Sache, mit der wir doch gar nichts zu schaffen haben.

– Das ist freilich wahr, gestand Fragoso, aber ich hatte keine Ahnung davon, wohin jene Unterhaltung führen sollte.

– Du bist also in erster Linie der Schuldige.

– Aber auch der am härtesten Bestrafte, liebste Lina, weil ich Dich beim Dessert nicht ein einziges Mal habe lachen hören!«

Die ganze Familie begab sich nach dem Vordertheile der Jangada. Manoel und Benito gingen schweigsam neben einander. Yaquita und deren Tochter folgten ihnen ebenso

stumm, und Alle erfüllte eine gewisse bange Empfindung wie ein Vorgefühl drohenden Unheils.

Torres hielt sich in der Nähe Garral's auf, der, mit gebeugtem Haupte dahinwandelnd, tief in Gedanken versunken schien, und legte ihm plötzlich die Hand auf die Schulter.

»Joam Garral, begann er, könnte ich Sie ein Viertelstündchen sprechen?«

Garral sah ihn groß an.

»Hier? fragte er.

– Nein, unter vier Augen.

– So kommen Sie mit!«

Beide begaben sich nach dem Hause, traten daselbst ein und schlossen hinter sich die Thür.

Es möchte schwer zu sagen sein, was Jeder empfand, als Joam Garral und Torres verschwunden waren. Welche Gemeinschaft konnte zwischen dem Abenteurer und dem ehrbaren Fazender von Iquitos bestehen? Es schien ein furchtbares Unglück über der ganzen Familie zu schweben und Niemand wagte, sich darüber Rechenschaft zu geben.

»Manoel, sagte Benito endlich, den Freund am Arme mit sich fortziehend, geschehe was da wolle, aber jener unheimliche Mann wird in Manao an's Land gesetzt.

– Gewiß... das wird und muß geschehen! stimmte Manoel ein.

– Und wenn meinem Vater durch ihn... ja, durch ihn irgend ein Unglück widerfährt, dann bezahlt er mir's mit dem Leben!«

## Zwanzigstes Capitel

### *Unter vier Augen*

Allein in dem Zimmer, wo Niemand sie sehen oder hören konnte, sahen Joam Garral und Torres einander kurze Zeit schweigend an. Wagte sich der Abenteurer jetzt nicht mit der Sprache heraus? Setzte er voraus, daß Joam Garral auf seine an ihn zu richtenden Fragen nur mit verächtlichem Schweigen antworten würde?

Ohne Zweifel. Torres verzichtete auch darauf, erst Fragen zu stellen. Seit dem kurz vorausgegangenen Tischgespräch fühlte er sich seiner Sache so sicher, daß er gleich in der Rolle des Anklägers auftrat.

»Joam, begann er, Sie heißen nicht Garral sondern Dacosta!«

Bei der Nennung des Namens jenes Verbrechers konnte sich Joam Garral eines leisen Zitterns nicht erwehren, aber er gab keine Antwort.

»Sie sind Joam Dacosta, wiederholte Torres, vor dreiundzwanzig Jahren Beamter im Bureau des General-Gouverneurs von Tijuco, und Sie sind es auch, der in Folge jener Raub- und Mordgeschichte verurtheilt wurde.«

Keine Erwiderung von der Seite Joam Garral's, dessen merkwürdige Ruhe den Abenteurer doch etwas überraschte. Sollte er sich mit dieser Anklage gegen seinen Wirth doch täuschen? Nein! Schon weil jener auf diese furchtbare Beschuldigung hin nicht entsetzt aufsprang und mit sich zu Rathe zu gehen oder Torres weiter aushorchen zu wollen schien.



»Joam Dacosta, sagte dieser noch einmal. Sie sind es, der wegen jener berüchtigten Diamanten-Affaire verhaftet, des Verbrechens überwiesen und zum Tode verurtheilt wurde, und kein Anderer als Sie, der wenige Stunden vor der Hinrichtung aus der Kerkerzelle von Villa Rica entsprang. Können Sie darauf eine Antwort geben?«

Auf diese unumwundene Frage Torres' erfolgte nur ein langes Schweigen. Joam Garral hatte sich ruhig niedergesetzt. Den Ellenbogen stützte er auf einen kleinen Tisch und sah seinem Ankläger, ohne den Kopf zu senken, gerade in's Gesicht.

»Können Sie darauf eine Antwort geben? wiederholte Torres.

Welche Antwort erwarten Sie von mir? sagte Joam Garral gelassen.

– Eine Antwort, erklärte Torres, die mich der Nothwendigkeit enthebt, in Manao zu dem Chef der Polizei zu gehen und zu melden: Es befindet sich hier ein Mann, dessen Identität leicht festzustellen sein, den man auch nach dreiundzwanzigjähriger Abwesenheit wiedererkennen wird, und dieser Mann ist der Urheber des bekannten Diamantenraubes in Tijuco, der Helfershelfer jener Mörder der Begleitmannschaft, der Verurtheilte, der sich seiner Strafe zu entziehen wußte, Joam Garral ist es, dessen wirklicher Name Joam Dacosta lautet.

– Ich würde demnach, äußerte Joam Garral, von Ihnen, Torres, nichts zu fürchten haben, wenn ich die erwünschte Antwort gäbe?

– Nichts, denn dann hätten weder Sie noch ich ein Interesse daran, von jenem Vorfall zu reden.

– Weder Sie noch ich? antwortete Joam Garral. Mit Geld allein könnt' ich Ihr Schweigen also nicht erkaufen?

– Nein, welche Summe Sie mir auch böten!

– Was verlangen Sie aber dann?

– Joam Garral, antwortete Torres, hören Sie meinen Vorschlag. Uebereilen Sie sich nicht, diesen rundweg abzuweisen, und denken Sie daran, daß Sie in meiner Gewalt sind.

– Wie lautet denn Ihr Vorschlag?« fragte Joam Garral.

Torres sammelte sich einen Augenblick. Das Benehmen dieses Schuldigen fiel ihm doch nicht wenig auf. Er hatte auf ein erregtes Wortgefecht, auf Bitten, auf Thränen gerechnet... Vor ihm stand ein der schlimmsten Verbrechen bezichtigter und deshalb verurtheilter Mann, aber dieser Mann kam nicht im mindesten außer Fassung.

»Sie haben eine Tochter, begann er endlich, die Arme kreuzend. Das Mädchen gefällt mir. Ich will Sie ehelichen.«

Joam Garral versah sich von Seiten eines solchen Menschen wohl schon im voraus alles Möglichen, denn auch diese Forderung raubte ihm die Ruhe nicht.

»Der ehrenwerthe Torres, erwiderte er, scheut sich also nicht, in die Familie eines Räubers und Mörders einzutreten?

– Ueber meine Handlungsweise hab' ich allein zu richten, antwortete Torres. Ich will Joam Garral's Schwiegersohn werden und das wird auch in Erfüllung gehen.

– Sie scheinen ganz außer Acht zu lassen, Torres, daß meine Tochter im Begriffe steht, Manoel Valdez zu heiraten?

– Sie werden Ihre Manoel Valdez gegebene Zusage einfach zurücknehmen.

– Und wenn meine Tochter sich weigert?

– So werden Sie ihr Alles mittheilen, und sie wird, soweit kenne ich das Mädchen, dann Ja sagen, antwortete Torres unverschämt genug.

– Alles?

– Wenn's sein muß, Alles! Zwischen dem eigenen Gefühle und der Ehre ihrer Familie, dem bedrohten Leben ihres Vaters wird ihr die Wahl des verlangten Opfers nicht schwer werden.

– Sie sind ein erbärmlicher Schurke, Torres! sagte Joam Garral, der immerfort seine Kaltblütigkeit bewahrte, sehr ruhig.

– Ein Schurke und ein Mörder – ja Gleich und Gleich gesellt sich einmal gern!«

Bei diesen Worten erhob sich Joam Garral und trat an den Abenteurer, diesen scharf fixierend, näher heran.

»Torres, sagte er bestimmt, wenn Sie sich der Familie Joam Dacosta's anschließen wollen, dann hängt das so zusammen, daß Sie Kenntniß von Joam Dacosta's Unschuld an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen haben.

– Wirklich?!

– Und daß Sie, füge ich hinzu, auch Beweise dafür besitzen, mit welchen Sie erst am Tage der Hochzeit mit meiner Tochter hervortreten würden.

– Spielen wir mit offener Karte, Joam Garral, antwortete Torres jetzt mit gedämpfter Stimme, wenn Sie mich angehört haben, wird sich's ja zeigen, ob Sie meine Bewerbung um Ihre Tochter ausschlagen.

– Ich höre, Torres.

– Nun... ja! sagte der Abenteurer etwas zögernd, als bereue er schon, mit diesem Worte zu viel zugestanden zu haben, ja... Sie sind unschuldig. Ich weiß es, denn ich kenne den wirklichen Verbrecher und habe auch den Beweis für Ihre Unschuld in den Händen.

– Und der Elende, welcher jenes Verbrechen beging?

– Der ist todt!

– Todt! rief Joam Garral, der bei dieser Nachricht unwillkürlich erbleichte, als sei ihm nun jede Möglichkeit der Wiederherstellung seines ehrlichen Namens abgeschnitten.

– Ja, todt! versicherte Torres. Dieser Mann aber, den ich lange Zeit kannte, ohne in ihm den Verbrecher zu vermuthen, hat eine eigenhändige schriftliche Darstellung der Vorgänge bei dem Diamantendiebstahle hinterlassen, welche bis auf das

Einzelste eingeht. Als er sein Ende herankommen fühlte, marterten ihn die Gewissensbisse. Er hatte Kenntniß davon, wohin Joam Dacosta geflüchtet, unter welchem Namen er ein neues Leben begonnen. Er wußte, daß er reich war, in glücklichen Familienverhältnissen lebte, aber daß ihn doch ein geheimer Stachel peinigen mußte. Er wollte ihn erlösen, den Makel seines Namens tilgen... aber der Tod kam ihm zuvor... er beauftragte mich, seinen vertrauten Gefährten, das auszuführen, was ihm nun unmöglich wurde. Da übergab er mir noch die Beweise der Unschuld Dacosta's, um sie diesem auszuliefern, und – schloß die Augen für immer.

– Der Name, der Name dieses Mannes? rief Joam Garral in höchster Aufregung.

– Den werden Sie erfahren, sobald ich Ihrer Familie angehöre.

– Und jenes Schriftstück?...«

Joam Garral war nahe daran, Torres mit Gewalt zu visitiren, um ihm die Beweise seiner Unschuld zu entreißen.

»Das Schriftstück ist gut aufgehoben, antwortete Torres, und Sie werden es erst erhalten, wenn Ihre Tochter mein Weib geworden ist. Nun, weigern Sie sich noch immer?

– Ja, erwiderte Garral. Für das Schriftstück biete ich Ihnen aber die Hälfte meines Vermögens!

– Die Hälfte Ihres Vermögens, lachte Torres, wenn mir's Minha als Mitgift bringt, dann nehme ich es an!

– Auf diese Weise ehren Sie also den letzten Willen eines Sterbenden, eines Verbrechers, in dessen Brust das Gewissen erwachte und der Ihnen anvertraute, die Wunden zu heilen, die er mir einst geschlagen?

– Ganz wie Sie sagen!

– Noch einmal, Torres, Sie sind ein erbärmlicher Schurke!

– Meinetwegen!

– Und da ich kein Verbrecher bin, so haben wir mit einander nichts gemein!

– Sie weigern sich also?...

– Ganz entschieden!

– So wollen Sie Ihr Verderben, Joam Garral. Alle bekannten Umstände wälzen die Schuld an jenem Verbrechen auf Sie. Sie wurden zum Tode verurtheilt und wissen sicherlich, daß die Regierung sich selbst des Rechtes begeben, an Stelle dieser einmal verhängten Strafe eine andere treten zu lassen. Erfolgt eine Anzeige, so werden Sie verhaftet, einmal verhaftet trifft Sie der Tod... und ich, ich zeige Sie an!«

Trotz seiner sonstigen Selbstbeherrschung konnte Joam Garral sich nicht halten. Er sprang auf Torres zu...

Eine Handbewegung des Elenden mäßigte seinen Zorn.

»Hüten Sie sich, rief er warnend, Ihre Frau weiß nicht, daß sie die Gattin Joam Dacosta's, Ihre Kinder wissen nicht, daß sie dessen Kinder sind; die nächste Zukunft wird jene darüber aufklären!«

Joam Garral hielt inne. Er gewann die frühere Selbstbeherrschung und sein Antlitz die gewöhnliche Ruhe wieder.

»Diese Verhandlung hat schon zu lange gedauert, sagte er, sich nach der Thür wendend, und ich weiß, was ich zu thun habe!

– Nehmen Sie sich in Acht, Joam Garral!« warnte ihn zum letzten Male Torres, der gar nicht an die Ablehnung seines erbärmlichen Anerbietens glauben mochte.

Joam Garral würdigte ihn keiner Antwort. Er stieß vielmehr die nach der Veranda führende Thür auf, winkte Torres, ihm zu folgen, und Beide gingen nach dem mittleren Theile der Veranda, wo die Familie versammelt war.

Von quälendster Besorgniß getrieben, hatten Manoel und Benito sich eben erhoben. Sie bemerkten recht wohl, daß

Torres' Haltung noch immer eine drohende war, und das Feuer des Zornes in seinen Augen glühte.

In merkwürdigem Gegensatz zur Erscheinung des Abenteurers kam Joam Garral ganz ruhig, fast lächelnd daher gegangen.

Beide blieben bei Yaquita und deren nächster Umgebung stehen. Niemand wagte sie anzusprechen.

Zuletzt brach Torres mit dumpfer Stimme und der ihm eigenen Unverschämtheit das peinliche Stillschweigen.

»Zum letzten Male, Joam Garral, sagte er, verlange ich hier von Ihnen eine entscheidende Antwort.

– Eine Antwort? – Sofort!«

Er wandte sich hiermit an seine Gattin.

»Yaquita, redete er diese an, eigenthümliche Verhältnisse zwingen mich, unsere früheren Bestimmungen bezüglich der Hochzeit Minhas und Manoels abzuändern!

– Endlich!« stieß Torres hervor.

Joam Garral warf dem erbärmlichen Kerle, ohne ein Wort zu erwidern, nur einen verächtlichen Blick zu.

Manoels Herz aber hämmerte bei jener Anrede in seiner Brust, als sollte es zerspringen. Das junge Mädchen erhob sich todtenbleich, als wollte sie an ihrer Mutter Seite Trost und Hilfe suchen. Yaquita breitete die Arme weit aus, ihr Kind zu schützen, zu vertheidigen.

»Mein Vater! rief Benito, während er sich zwischen Joam Garral und Torres drängte, was wollen Sie sagen?

– Ich wollte sagen, antwortete Joam Garral mit erhobener Stimme, daß wir zu lange warten würden, wenn unsere Minha und Manoel erst in Para getraut werden sollten. Hier am Platze, morgen, auf der Jangada, unter dem Segen des Padre Passanha soll die Vermählung erfolgen, wenn Manoel, mit dem ich über diese Angelegenheit noch einmal sprechen will, nicht gar zu abweichender Ansicht ist.

– O, mein Vater, mein theurer Vater!... rief der junge Mann.  
– Gedulde Dich noch, ehe Du mich so nennst,« bedeutete ihn Joam Garral mit eigenthümlich schmerzbewegtem Tone.

Torres, der dieser kurzen Scene mit verschränkten Armen beigewohnt hatte, maß die ganze Familie mit frechsten, unverschämtesten Blicken.

»Das ist also Ihr letztes Wort? preßte er hervor, die Hand gegen Joam Garral ausstreckend.

– Nein, das letzte doch noch nicht.

– Und wie lautet dieses?

– Wie folgt Torres. Hier bin ich der Herr! Sie werden, wenn es Ihnen recht ist, und auch wenn es Ihnen nicht recht ist, die Jangada in dieser Minute verlassen.

– Ja, augenblicklich, mischte sich Benito ein, oder ich werfe ihn über Bord!«

Torres zuckte mit den Achseln.

»Nur keine Drohungen, sagte er, das ist unnütz! Mir paßt es selbst, mich ohne Zögern auszuschießen. Sie werden noch an mich denken, Joam Garral! Wir werden uns zeitig genug wiedersehen.

– Wenn es nur von mir abhängt, erwiderte dieser, so möchten wir einander wohl eher gegenüberstehen, als Sie das wünschen dürften. Morgen begeben sich mich zu dem Criminalrichter Ribeiro, dem höchsten Beamten der Provinz, den ich von meinem Eintreffen in Manao schon benachrichtigt habe.

– Zu dem Richter Ribeiro!... wiederholte Torres, offenbar betroffen.

– Gewiß, zu diesem!« versicherte Joam Garral.

Darauf wies er Torres mit verächtlicher Geberde nach der einen Pirogue und befahl vier Leuten, jenen am nächsten Punkte der Insel an's Land zu setzen.

Endlich verschwand der Bösewicht von der Bildfläche.

Noch innerlich erregt über das Vorhergegangene verharren Alle schweigend wie das Haupt der Familie. Nur Fragoso, der den Ernst der Lage kaum zur Hälfte begriff, trat leichtfüßig und leichtmüthig an Joam Garral heran.

»Wenn Fräulein Minhas und Manoels Vermählung aber schon morgen auf der Jangada, stattfindet...

– So wird Ihre Hochzeit, guter Freund, natürlich zu derselben Stunde gefeiert werden,« beruhigte ihn Joam Garral.

Darauf winkte er Manoel und begab sich mit diesem in's Haus.

Joam Garral's und Manoels Gespräch mochte wohl eine halbe Stunde in Anspruch nehmen, welche den Anderen ein Jahrhundert dünkte, bis sich endlich die Thür des Wohnhauses öffnete.

Manoel trat allein heraus.

Seine Augen leuchteten wie von einem hochherzigen Entschlusse.

Er trat zu Yaquita heran. »Meine Mutter!« begrüßte er diese; »Mein Weib!« sagte er zu Minha, und »Mein Bruder!« zu Benito, dann wandte er sich an Lina und Fragoso mit den Worten: »Also morgen!«

Er wußte nun, was zwischen Joam Garral und Torres vorgegangen war und daß es Joam Garral durch einen wohl seit einem Jahre ohne Mitwissenschaft seiner Familie geführten Schriftwechsel gelungen sei, den Richter Ribeiro von seiner Unschuld zu überzeugen. Er hatte vernommen, daß der Fazender sich seiner Zeit zu der gegenwärtigen Reise nur durch die Aussicht bestimmen ließ, eine Revision des wahrhaft schmachvollen Processes erlangen zu können, als dessen unschuldiges Opfer er vor langen Jahren fiel, um auf seinem Schwiegersohne und der lieblichen Tochter nicht auch die Bürde der schrecklichen Situation lasten zu lassen, die er so lange Zeit ertragen hatte und ertragen mußte.



Ja, Manoel kannte jetzt Alles, er wußte aber auch, daß Joam Garral, oder vielmehr Joam Dacosta, unschuldig und ihm um seines Unglücks willen nur noch theurer war als je.

Nur von dem einen Umstande hatte er noch keine Kenntniß, daß der handgreifliche Beweis von des Fazenders Unschuld sich in Torres' Händen befand. Joam Garral wollte dem Richter die Geltendmachung dieses Beweises reserviren, der von ihm auch den letzten Verdacht abwenden mußte, wenn der Abenteurer überhaupt die Wahrheit gesprochen hatte.

Manoel beschränkte sich zunächst auf die Mittheilung, daß er zu dem Padre Passanha mit der Bitte gehen wolle, alles zu der Celebrirung der Doppeltrauung Nöthige schleunigst vorzubereiten.

Am Morgen des 24. August, eine Stunde, bevor die Feierlichkeit stattfinden sollte, legte sich eine große, vom linken Ufer hergekommene Pirogue an die Seite der Jangada. Ein Dutzend Ruderer hatten diese schnell von Manao hergeführt. Auf ihr befand sich außer einigen niedrigeren Beamten auch der Chef der Polizei, der sich zu erkennen gab und an Bord kam.

In demselben Augenblicke traten Joam Garral und seine Angehörigen, schon festlich geschmückt, aus dem Wohnhause.

»Joam Garral? fragte der Polizeichef.

– Der bin ich! meldete sich der Fazender.

– Joam Garral, fuhr der Polizeichef fort. Sie waren einstmals auch Joam Dacosta! Diese beiden Namen hat ein und derselbe Mann getragen. Ich verhafte Sie!«

Vor Schreck erstarrt waren Yaquita und Minha bei diesen Worten unbeweglich stehen geblieben.

»Mein Vater – ein Mörder?!« rief Benito, während er auf Joam Garral zueilte.

Mit einer Handbewegung gebot ihm dieser Schweigen.

»Ich erlaube mir nur eine Frage, wandte sich Joam Garral mit fester Stimme an den Polizeichef. Erhielten Sie das Mandat, auf dessen Inhalt hin Sie mich verhaften, von dem Gerichtspräsidenten in Manao, von dem Richter Ribeiro?

– Nein, antwortete der Beamte, es ist mir, mit dem Befehle sofortiger Ausführung von dessen Stellvertreter ausgehändigt worden. Der Richter Ribeiro bekam gestern Abends einen Schlaganfall und ist diese Nacht um zwei Uhr, ohne wieder zum Bewußtsein zu gelangen, gestorben.

– Gestorben? rief Joam Garral, kurze Zeit vor Schreck versteinert, todt!... todt!...«

Bald erhob er aber wieder das Haupt und wendete sich an seine Gattin und die Kinder.

»Der Criminalrichter Ribeiro, erklärte er, wußte allein, daß ich unschuldig war.

Sein Tod trifft mich zwar sehr hart, aber es ist kein Grund deshalb zu verzweifeln, und auch Ihr Alle, die meinem Herzen so nahe stehen, Ihr könnt ruhig in die Zukunft blicken.«

Dann wandte er sich an Manoel.

»Ich vertraue der Barmherzigkeit Gottes, sagte er zu ihm. Jetzt wird sich's zeigen, ob die Gerechtigkeit des Himmels auch auf Erden eine Stätte findet.«

Der Polizeichef gab seinen Leuten ein Zeichen, welche darauf näher traten, um sich Joam Garral's zu bemächtigen.

»Aber, Vater, so sprechen Sie doch ein Wort! rief Benito, vor Verzweiflung halb von Sinnen. Sagen Sie ein Wort und wir werden, wenn nicht anders, durch Gewaltmaßregeln das unselige Mißverständniß aufklären, dem Sie zum Opfer fallen.

– Hier waltet kein Mißverständniß, mein Sohn, antwortete der Fazender. Joam Dacosta und Joam Garral sind wirklich ein und dieselbe Person. Ich, ich bin Joam Dacosta – aber ein ehrlicher Mann, der nur durch richterlichen Irrthum einst zum Tode verurtheilt wurde – dreiundzwanzig Jahre sind darüber

hingegangen und der wirkliche Schuldige blieb unentdeckt. Meine vollkommene Unschuld, Ihr geliebten Kinder, beschwöre ich hiermit ein für alle Mal beim allwissenden Gotte, bei meiner Liebe zu Euch und Eurer Mutter!«

– Von jetzt an hat jede weitere Communication zwischen Ihnen und Ihren Angehörigen zu unterbleiben. Sie sind mein Gefangener, Joam Garral, und ich werde meinem Mandate gemäß mit aller Strenge verfahren.«

Joam Garral beruhigte seine Kinder und die betroffenen Diener durch eine Handbewegung.

»Laßt der menschlichen Gerechtigkeit Ihren Lauf, sagte er, die göttliche muß doch noch siegen!«

Mit ungebeugtem Muthe und stolzer Haltung bestieg er die Pirogue.

Es hatte wirklich den Anschein, als ob von allen bei dieser unerwarteten Katastrophe Betheiligten Joam Garral, auf dessen Haupt sich diese doch entlud, am wenigsten getroffen worden sei.